

ums Brot. Für menschliche Sitte blieb das Anhängsel der Familie und der Feierabend, wenn die wirtschaftlichen Befehle ausgeklungen sind in der Fabrikpfeife.

Wir werden ernstlich sinnen müssen, der Menschensitte wieder Lust und Licht zu schaffen vor dem Zwang der wirtschaftlichen Übermacht. Wie das geschehen kann, wollen wir in einem nächsten Artikel überlegen.

Die Politik der Woche.

Jetzt ist auch der deutsche Reichstag in die Osterferien gegangen, die recht ausgiebig, nämlich auf über vier Wochen, bemessen sind. Eine allzu große Arbeitsleistung wird natürlich nachher, im wunderschönen Monat Mai, von dem Parlament nicht mehr zu erwarten sein, denn die Tagung soll schon mit dem Ende des Monats im Juli ihren Lauf nehmen. Man wird froh sein müssen, wenn wenigstens das dringlichste Gesetzgebungsmaterial zur Erledigung gelangt, da die auf des Meisters Schneide stehenden Mehrheitsverhältnisse und die gespannte politische Lage ohnehin die Arbeitsfähigkeit der Volksvertretung beeinträchtigen. Wie stark diese Spannung ist, hat sich ganz besonders bei der wiederholten Erörterung der Jaber-Affäre und der damit zusammenhängenden Fragen gezeigt, und dieser Konfliktstoff ist so noch immer nicht ganz aus der Welt geschafft, wie auch die Statthalterfrage noch ihrer Lösung harret. Es haben sich hierbei hinter den Kulissen Dinge abgespielt, die nicht völlig geklärt sind und die es auch schwerlich sobald sein werden. Mit dem Anschein der Offiziösität verfehene Blätter hatten versichert, daß die Ernennung des preussischen Ministers des Innern v. Dallwitz zum Statthalter von Elsaß-Lothringen beschlossene Sache sei, und daß die Bekanntgabe bei dem Berliner Aufenthalt des Grafen Wedel erfolgen solle. Es scheint auch kein Zweifel darüber zu sein, daß Herr v. Dallwitz als Favorit der Kandidatenliste galt, aber es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Graf Wedel kam nach Berlin und reiste nach Straßburg zurück, der Kaiser trat seine Frühjahrsfahrt über Wien und Venedig nach Norfu an, aber Herr v. Dallwitz ist noch immer Minister des Innern, und die Offiziösität verkünden jetzt, daß die Entscheidung über die Statthalterfrage erst während des Besuchs fallen soll, den der Reichskanzler zu Ostern dem Kaiser im Hildebrand abtrotzen wird.

Wie in diesem Falle so hat sich die alte Erfahrung, „es kommt immer anders“, auch in bezug auf die viel-erörterte Kolonialreise des deutschen Kronprinzen bewährt. Schon war das Programm dieser für den Frühommer in Aussicht genommenen Studien- und Informationsfahrt, wie sie offiziös betitelt worden ist, in allen Einzelheiten festgelegt, schon wurde eifrig darüber debattiert, ob der Reichstag die, wie es hieß, dafür zu fordernden 180 000 M. bewilligen werde, als jetzt die Öffentlichkeit mit der Aufsehen erregenden Ankündigung überrascht wurde, daß die Reise „in diesem Frühjahr noch nicht zur Ausführung gelangen“ werde. Die offiziöse Begründung, daß „es sich als unmöglich herausgestellt hat, die Reise in der zur Verfügung stehenden Zeit so vorzubereiten, wie es nach ihrer kolonialpolitischen Bedeutung und ihrem informativen Zweck erwünscht erscheint“, hat — darauf wiesen wir in der Donnerstag-Abendausgabe schon hin — nicht viel Gläubige gefunden, denn man muß sich füglich sagen, daß das Reichskolonialamt zu dieser Erkenntnis auch vor der offiziellen Ankündigung der Reise hätte kommen können und müssen.

So kann man sich nicht wundern, wenn man nach einer anderen Erklärung sucht, und es liegt nahe genug, dabei — neben der Erwägung, daß es unerwünscht sein mußte, daß die dienstliche Tätigkeit des Thronerben im Generalstabe schon so bald wieder unterbrochen worden wäre — in erster Reihe an die noch immer recht unfreundliche, um nicht zu sagen gespannte Lage auf dem Gebiet der internationalen Politik zu denken. Freilich kann eingewendet werden, daß ja auch der deutsche Kaiser programmäßig seine Auslandsreise angetreten hat, aber der Vergleich würde hinken, da der Monarch — darauf wiesen wir neulich schon hin

— jederzeit in wenigen Tagen zurückkehren kann. Ob solche Auffassungen berechtigt sind, mag dahin gestellt sein, und jedenfalls wird man gerade von der Seite des deutschen Kaisers sagen können, daß sie im Zeichen des Friedens steht, daß sie dem Frieden dient, weil die Monarchenbegegnungen in Schönbrunn und in Venedig erneut aller Welt den unerschütterten Bestand des gerade jetzt, nach der jüngsten Balkankrise, fester denn je zusammengefügten Dreibundes darzulegen haben.

Der so geschaffenen Friedensgarantie dieses Bundes kommt eine um so stärkere Bedeutung zu angesichts der Tatsache, daß einmal die Balkanwirren doch auch mancherlei Unstimmigkeiten innerhalb der Tripel-entente erkennen lassen, und daß zweitens diese drei Staaten durcheinander von inneren Kriegen heimgegriffen werden. Während im Zarenreiche das neue Kabinett Goremykin sich im Kampfe gegen die Duma als starker Teil zu erweisen scheint, frachten im Britenreiche das Ministerium Asquith und in Frankreich das Kabinett Doumergue bedenklich in ihren Fugen. Während hier der verhängnisvolle Schuß der Frau Caillaux, der den Leiter des „Figaro“ tötete und den Leiter der Finanzen, nämlich den eigenen Mann der Aktienkredit, aus dem Sattel hob, das Signal zu der schweren Krise gab, die durch die Wiederaufstellung des Rochette-Skandals verschärft wird, haben jenseits des Kanals die Schüsse, die in Ulster noch nicht abgefeuert wurden, schon eine ähnliche vernichtende Wirkung gehabt. Die bisher unblutige Rebellion, die bei einem Teil des unionistisch gesinnten Offizierskorps auf so lebhaftes Sympathien stößt, hat die Homerulefrage derart verwickelt, daß das Kabinett Asquith in ernstlicher Gefahr ist, darüber zu stolpern, und die freilich abgelehnte Demission des Kriegsministers Seely hat die verfahrenen Lage darzulegen, von der die Unionisten alles erhoffen, die Liberalen alles befürchten, und nicht ohne Grund befürchten, da die Ausprägung des Ulsterkonflikts in die eigenen Reihen Zwietracht und Unsicherheit getragen hat.

Deutsches Reich.

— San Francisco-England-Deutschland. Wie die „Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland“ melden, haben 350 Mitglieder des englischen Parlaments vor kurzem dem Kabinett eine Denkschrift zugehen lassen, durch die sie abermals eine amtliche Beteiligung Großbritanniens an der pazifischen Weltausstellung fordern. Zu den Parlamentariern, die jene Denkschrift unterzeichnet haben, gehören mehr als die Hälfte der Unionistischen Partei, mehr als ein Drittel der Liberalen, fast alle irischen Nationalisten einschließlich ihres Führers Redmond und nahezu sämtliche Mitglieder der Arbeiterpartei. Dazu hat eine Reihe großer Eisenwerke, Kohlenbergwerksbesitzer, Dampfschiffreedereien und Räume der Großfinanz sich der Petition an den Premierminister angeschlossen. Der König hat sein persönliches Interesse dadurch kundgegeben, daß er einen Botschaft für das Internationale Weltfest in San Francisco gestiftet hat. Von allen Seiten wird darauf hingewiesen, daß sich 35 andere Nationen offiziell an der Weltschau beteiligen und daß bisher noch auf keiner der großen internationalen Ausstellungen eine britische Sektion gefehlt habe. Zugleich meldet die Zeitschrift „America“, Organ für die Weltausstellung San Francisco und den Export durch den Panamakanal, daß auch nach der Auflösung des ursprünglichen Komitees die Berliner Zentralstelle für diese Ausstellung, Berlin NW., unter den Linden 66, fortbestehen, durch ihren Leiter, Konrad Schilling, die ständige Verbindung mit den lateinamerikanischen Ausstellungsbehörden gesichert und für die Durchführung der Zoll- und Einfuhrangelegenheiten, die Errichtung von Ausstellungsständen und die Beschaffung juristischen Beistandes die günstigsten Bedingungen im Wege der Vereinbarung mit den verschiedenen Instanzen geschaffen habe.

× Die neue antisemitische Partei. Am 22. März beschloß die Vertrauensmännerversammlung der beiden antisemitischen Parteien, Deutsche Reformpartei und Deutschsozialistische Partei, die beiden Parteien unter dem Namen Deutschvölkische Partei zu vereinigen. Die Deutsche Reformpartei und die Deutschsozialistische Partei, welche unter diesem Namen seit 1893 bestanden, hatten sich schon einmal, und zwar im Jahre 1894, vereinigt unter dem Namen Deutschsozial-

Reformpartei. Die Einigkeit war aber nicht von besonderer langer Dauer, denn schon 1900 spaltete sich die Partei wieder. Zum erstenmal hatte sich der Antisemitismus in Deutschland 1880 mit der Bildung der Antisemitischen Partei organisiert. Aber schon 1881 teilte sich diese in zwei Parteien, in den konservativen Deutschen Volksverein unter Liebermann v. Sonnenberg und den radikalen Sozialen Reichsverein unter Henrich. 1888 bildete sich dann die Deutsche antisemitische Vereinigung, 1889 die Deutschsozialistische antisemitische Partei unter Liebermann v. Sonnenberg und die Antisemitische Volkspartei unter Bödel. Der erste antisemitische Vertreter im Reichstag war Dr. Bödel, welcher 1887 im Wahlkreis Marburg-Kirchhain-Frankenberg gewählt wurde. 1890 wurden 6, 1893 16, 1898 13, 1902 11, 1907 12 Antisemiten gewählt. Bei der letzten Reichstagswahl im Jahre 1912 behaupteten die Deutschsozialisten nur 4, die Reformpartei nur 3 Mandate, zusammen also 7. Von diesen ist im vorigen Jahr das Mandat für Waldeck-Rymont den Deutschsozialisten in der Erbschaft verloren gegangen, so daß die neue Partei alles in allem über ganze 6 Mandate verfügt. Die neue Partei wird also ein ebenso bescheidenes Dasein führen wie die bisherigen Gruppierungen. Von den sechs antisemitischen Mandaten entfallen drei auf die Provinz Hessen-Nassau, nämlich diejenigen für Hersfeld-Hünfeld (Abg. Werner), Marburg-Kirchhain-Frankenberg (Abg. Rupp) und Kinteln-Hofgeismar (Abg. Herzog), eins auf das Großherzogtum Hessen, nämlich das für Gießen-Widda (Abg. Dr. Werner), eins auf das Königreich Sachsen, nämlich dasjenige für Bautzen-Ramenz (Abg. Gräfe), und eins auf Brandenburg, und zwar das für Arnswalde-Friedeberg (Abg. Bruhn). An Stimmen brachte die Deutsche Reformpartei bei der letzten Reichstagswahl 51 888, die Deutschsozialistische Partei 47 301, zusammen noch nicht volle 100 000 Stimmen auf.

— Gegen den tuten Kardinal. Als Fürstbischof Kopp nach auf der Höhe seines Wirkens stand, hat er Lobsprieche und Ehrenkränze von der Zentrums- und der Katholischen Partei erhalten, die je gelebt, wurde er geehrt. Aber seitdem er gegen die Arianer in der „Katholischen“ trieb, muß er sich wie ein gewöhnlicher anderer Sterblicher, selbst über Grab hinaus, behandeln lassen. Die „Katholische Volkszeitung“ charakterisiert den vielgepriesenen Kardinal in Nr. 270 vom 26. März wie folgt: „Persönlichkeiten, die mit dem verstorbenen Herrn Kardinal in ständiger Verbindung und steter Erörterung über die wichtigsten Tagesfragen standen, haben häufig die Erfahrung machen müssen, daß Kardinal Kopp auf Grund absolut unwahrer Mitteilungen und ganz einseitiger, tendenziöser Darstellungen bestimmter Vorurteile Entschlüsse faßte und Schriftstücke von sich gab, die er nachher tief bedauerte, wenn er sich von der Richtigkeit der Dinge und von der Unwahrheit und der Tendenz der gegebenen Informationen überzeugt hatte.“ Wenn das oder auch nur Ähnliches in einem nichtkatholischen Blatte gestanden hätte, wäre damit für Jahrzehnte ausgesprochene Kirchenfeindschaft, ja, „Gegensatz zum Katholizismus“ betriebs worden!

— Der „Schauverwandter“ deutscher Glasfabriken“ beschloß in Dresden einstimmig, trotz der mehrfachen Zugewandtheit zum Verein deutscher Arbeitervereine, sich nicht der Vereinigung der Deutschen Arbeitervereine, sondern dem Deutschen Industrieverbande anzuschließen.

Heer und Flotte.

Die Heimkehr der Hochseeflotte. Das Flottenflaggschiff „Friedrich der Große“, mit dem Flottenchef Admiral Tegenhagen an Bord, sowie das zweite Geschwader der Hochseeflotte sind gestern vormittag, von Kap Skagen aus Norwegen kommend, in Kiel eingetroffen.

Der Stand der Flaggoffiziere der kaiserlichen Marine. Durch die Frühjahrsbeförderung ist der Stand der Flaggoffiziere auf 42 gestiegen, gegen 38 Mitte November 1913. Die Admiraltät zählt jetzt 2 Großadmirale, 6 Admirale, 11 Vize- und 23 Konteradmirale und umfaßt die Jahrgänge 1865 bis 1883. Die jüngsten Konteradmirale haben ein Dienstalter von 31 Jahren.

Das Lehrgeschwader tritt am 29. März zum 12. Male zusammen. In diesem Frühjahr hat es ein volles Jahrgehalt zur Ausbildung des Torpedopersonals gelebt. Die Winterübung ist neu, nur zweimal ist es im September zusammengetreten. Gegenüber dieser Übung zeigt die Frühjahrsbildung einen größeren Umfang. Es vermehrt sich die Zahl der großen Schiffe und der Torpedobootflotten. Während im Dezember nur ein halbes Dutzend Schiffe einen Geschwaderverband bilden, sind es im Frühjahr 9. An der Winterübung beteiligten sich lediglich die Schulschiffe, an der diesjährigen

Pastorat zu Broder. Meinte er sie? War es so? Unmöglich, unmöglich. Mit starren Augen blickte sie auf den Nierenden.

War er darum so abweisend, so schmerzhaft bedrückt gewesen, als sie ihm versichert, daß sie immer nur sein wäre? Und sie hatte geglaubt, vielleicht ein loses Gerücht oder unvorsichtige, harte Worte, die draußen vor dem Feinde fern von Frauen und Bräuten weissen, hätten ihm tödliche Zweifel ins Herz gepflanzt. Und nur weil sie ihn so liebte, nur um ihm zu zeigen, daß sie ihm gehören wollte, hatte sie gegen den Willen ihrer ruhig denkenden Mutter sich dem Schwermut antrauen lassen. Und jetzt?

Wieder begann Orla: „Broder — ein preussischer Gardeleutnant — Thra in seinem Arm — Thra — geliebte, süße Thra — Herrgott, wie soll's enden —“

Der Name war gefallen, die arme Gine hatte Gewissheit. Worlos, mit großen entsehlten Augen erhob sie sich und schlich in den Garten.

Zulpen und Primeln standen in Reih und Glied, die Droffeln jubelten, Frühlings, lockender Frühlings ring. Und mitten durch all das Grünen, Blühen und Spritzen schleppte sich die junge Frau mit ihrem großen Schmerz.

Was hatte sie getan? Ihn, dessen Herz einer anderen gehörte, hatte sie — ja, gegen seinen Willen an sich gekettet. Was sollte werden? Wenn er nun doch wieder gesund würde? Und plötzlich durchquerte sie der Gedanke: „Lieber Gott, vergib ihm und mir, und laß ihn — sterben.“ Dann aber schrie sie wild-gequält auf bei dem sündigen Gedanken.

Einige Wochen voll Schmerz und Qual folgten. Während von Dämonen her die schweren preussischen Bierundzwangspfünder ihre tiefen Begehrte fanden, lag Orla demütig da und flüsterte nur dann und wann: „Thra, Thra.“

Und als die Insel Affen wieder wie ein einziger Obdachten in weithiniger Hüllenpracht stand, als die erste Nachtigall vom nahen Schloß ihr schluchzendes Riechschiff fandte, war die blonde Gine zur Witwe geworden.

Täglich holte der Rutscher den Augustenburger Arzt nach Gellertsgang hinaus. Gespannt suchte Gine in den Bügen des Arztes zu lesen. Es mußte ernst mit Orla stehen, denn der Rediziner suchte die Achseln, als wollte er sagen: „Ich kann nicht helfen.“

In den ersten Tagen hatte der Verwundete kein Wort gesprochen. Dann sagte er plötzlich, als Gine sich mit liebevoller Sorge über ihn beugte: „Es wird bald aus sein —“ und nach einer Weile — „dann bist du frei.“

Erst sah sie ihn erstaunt an, dann rief sie leidenschaftlich: „Aber ich will nicht frei sein. Dich habe ich lieb, nur dich, und nur dein will ich sein.“

Aber das Antlitz des Verwundeten suchte ein herber Zug, er schloß die Augen und wandte den Kopf nach der andern Seite.

Gine aber durchquerte es: „Er glaubt nicht, daß ich ihn so lieb habe, ihn immer lieben werde, — auch wenn er — stirbt.“

Dieser Gedanke verließ sie nicht wieder, beschäftigte, quälte sie. Und eines Tages hatte sie einen Entschluß gefaßt: Orla sollte an sie glauben! Sie ging zu ihrer Mutter und bat, sie möchte mit dem Geliebten getraut werden.

Die Schwester von Gellertsgang sah ihre Tochter erstaunt an, schüttelte über den Plan mißbilligend den Kopf. Aber als Gine darauf bestand, willigte sie schließlich ein.

Während eilte das blonde Mädchen ans Krankenlager. „O, damit du mir glaubst, Orla! Heute noch werde ich dein Weib.“

Er starrte sie an, schien erst allmählich zu verstehen. Dann hob er abwehrend die Hände, wollte erregt sprechen, doch war er zu schwach.

Sie glaubte, er weigerte sich nur, weil er fürchtete, sie zur Witwe zu machen.

„Nein, nein, Orla, du sollst am mich glauben; das wird dich genesen lassen.“

Als am Nachmittag der Geistliche kam, lag der Verwun-

dete gleichgültig da. Dann aber, als der Pastor die Hände der Verlobten zusammenlegte, wollte er sich aufrichten, ein Schrei rang sich von seinen Lippen, und ohnmächtig sank er ins Kissen zurück. So wurde die blonde Gine getraut.

Orlas Zustand verschlechterte sich seit jenem Tage immer mehr. In wilden Fieberphantasien lag er unruhig da. Der Arzt gab keine Hoffnung mehr.

Treu umsorgte die junge Frau den Schwerverkranken, der sich trübsal von einer Seite auf die andere warf.

„Ach, Gine — die Preußen stellen die Jahre wieder her — bauen — Brücke. Sie besetzen Broder — da hoch oben die Kirche mit den zwei Türmen. God, god, — preussische Offiziere im Pastorat von Broder — Broder!“

Kopfschütteln lauschte Gine. Was lag besonders am Dorfe Broder?

„Kapitän, warum wirst der Beschläger die Preußen nicht raus? Kapitän, beschließen Sie die Halbinsel Broder — Hurra, „Moll Krake“ — nein, nein, Kapitän, keine Kraken ins Dorf Broder — Herrgott — das Pastorat von Broder.“

Die junge Frau horchte auf. Pastorat von Broder? Ah, richtig, der Pastor Schleppegrell war als ein treuer Anhänger der dänischen Sache bei den Offizieren sehr beliebt. Aber war das ein Grund? Und plötzlich hing ein Bild in ihr auf. Vor etwa einem Jahre — bevor Orla und sie sich verlobten — auf einem Ball in Sonderburg — ein schönes Mädchen mit marmornem Antlitz, blaueschwarzem Haar, rätselhaft weichen dunkelbraunen Augen. „Die Griechin“ nannte man sie bewundernd auf jenem Fest. Und sie tangte und schwabte, lachte und flüsterte mit dem jungen Schiffsleutnant Orlo Wöfen. Nachher, kurz nach der Verlobung, hatte Gine ihren Verlobten einmal geseht, daß er an jenem Abend ganz im Bann der „Griechin“ gewesen sei. Aber er lachte: „Die Griechin — ein schönes Gemälde der großen Malerin Natur — der Nordmann liebt nur die nordische blonde Frau.“ Und jene „Griechin“? Thra Schleppegrell — die Tochter im

einige der Zuhörer Richter sich im Hinblick auf die bekannten Zuhörer Vorgänge als befremdet erklärten, mußte der Gerichtshof durch zwei auswärtige Richter ergänzt werden. Major H. de, der sich durch den Artikel als beleidigt empfand, ist als Nebenkläger zugelassen. Beim Eintritt in die Verhandlung lehnte der Angeklagte Wiebcke Vater, trotzdem er das Blatt verantwortlich zeichnet, die Verantwortlichkeit ab, weil er keine Kenntnis von dem Artikel hatte und an dem betreffenden Tage abwesend gewesen sei. Der Angeklagte Wiebcke Sohn, den der Vater als den Verfasser des Artikels bezeichnete, erklärte, daß er nicht der Verfasser sei. In der Vormittagsverhandlung kamen erst vier Zeugen und Major H. de zur Vernehmung. Gegen Mittag wurde die Verhandlung auf nachmittags 3 1/2 Uhr vertagt.

Sport und Spiel.

Der Sport des Sonntags.

Im Turf geht es bereits recht lebhaft zu. In erster Linie interessiert die Eröffnung der Grunewaldbahn. Der Verein für Hindernissen hat für diesen einen Tag sein Domizil von Harleshorst nach Grunewald verlegt, um auf der eigenen Bahn ungehindert die notwendig gewordenen Neubauten fortsetzen zu können. Das Programm bringt als Hauptkonkurrenz den Frühjahrs-Preis, ein mit 12.000 M. ausgestattetes Jockey-Jagdrennen. Hammer Schlag, Maharaja und Gerolstein sollten das Ende unter sich ausmachen. Einen internationalen Anstrich erhält der Renntag durch die Teilnahme des im Besitz des Konf. Pfitzer befindlichen Franzosen Etwanof, der im Viereck-Jagdrennen unter Dr. Kiese startet und von seinen Gegnern höchstens seine früheren Landsleute Radis Rouge und Gafing zu fürchten hat. Im Gegensatz zu Grunewald bringen am Sonntag die drei anderen Meetings in Dresden, Dortmund und München bereits die ersten Hindernissen zur Entscheidung. Unter den Konkurrenten in der sächsischen Hauptstadt ragt der Preis von Grubna hervor, welchen Gernot, ein Spezialist für den Dresdener Kurs, gegen Fantasia und Adamant gewinnen sollte. — In Paris wird die bisher ziemlich einseitig verlaufene Hindernissen-Rambouillet in Autent fortgesetzt. — Im Radsport ist als erstes großes Ereignis auf offenen Bahnen das 80-Kilometer-Rennen in Köln zu verzeichnen. Willy Lorenz startet in Paris, wo er im Flieger-Kriterium von Europa auf Balleu, Priol und van Bever stößt. — In Straßenrennen ist der Große Straßenpreis von Hamburg zu nennen, der von der Hülshorst über Kiel nach Rendsburg und zurück nach Hamburg führt und in Frankreich die Fernfahrt Paris-Tours, die erste der vielen französischen Straßenrennen. — Die Leichtathletik wartet mit einer eigenartigen Propaganda-Veranstaltung auf, da nach dem Rufter des bekannten Grunewaldlaufs an 2480 Orten in Deutschland der Wert des Osterfeldlaufs bekannt werden soll.

Pferderennen.

* **Raisons d'Affaire**, 28. März. Prix d'Espoir, 3000 Franken. 1. G. Gassabroucq Pourquoi Pas (M. Barat), 2. Jont, 3. Sole Sées. 42:10; 18, 32, 25:10. — Prix Rogelane, 5000 Franken. 1. Robert Sagardo Legende Dorée (Mac Gee), 2. Cordelia, 3. Bunnah. 31:10; 14, 20, 21:10. — Prix du Paddock, 4000 Franken. 1. J. Tissot Liebig 2 (Mouphiel), 2. Ghy, 3. Le Cardeur. 822:10; 130, 41, 19:10. — Prix Verpère, 15.000 Franken. 1. G. Wians Dagot (G. Stern), 2. Giberti, 3. Clondir. 28:10; 10, 23:10. — Prix des Haras Nationaux, 15.000 Franken. 1. H. Poultre Le Rito (Wilson Henry), 2. Rutland, 3. Jail du Prince. 30:10; 18, 17, 25:10. — Prix d'Almenches, 5000 Franken. 1. Prinzessin Dulcep-Singhs Bissille (Grand), 2. Morbihan, 3. Gavotte 5. 43:10; 18, 21, 31:10.

* **sr.** Der Wiesbadener Automobilklub will bekanntlich in diesem Jahr eine Taunus-Höhenfahrt veranstalten, für die eine Anzahl wertvoller Preise ausgesetzt werden soll. Die Ausschreibung wird veröffentlicht werden, sobald seitens des Ministeriums die Genehmigung zu der Fahrt erteilt ist. Als Rennungsfrist wurde der 8. April vorgesehene; die Prüfung wird an die Teilnehmer nicht unerhebliche Anforderungen stellen, da neben den Höhen des Taunus auch zum Teil recht schlechte Straßen absichtlich von der Fahrt berührt werden.

Neues aus aller Welt.

Ein rabinischer russischer Offizier. London, 28. März. Blättermeldungen zufolge ist es in Niga zu einem Zwischenfall gekommen, der noch ein diplomatisches Nachspiel haben wird. Nach einem Bericht des englischen Konsuls in Niga an den englischen Botschafter in Petersburg hat sich ein offener betrunkenen Offizier, der Hauptmann Vassiljew, von einem Regiment in Orenberg, in einem Restaurant der Stadt Niga einem Engländer Turner gegenüber zu Tätlichkeiten hinreichend lassen. Turner, der in einer angesehenen russischen Familie zu Gast weilte, wurde von Vassiljew vollkommen grundlos beschuldigt, zwei Damen, die sich in Begleitung eines Offiziers befanden, herausfordernde Blicke zugeworfen zu haben. Der Hauptmann war bereits vor längerer Zeit kriegsgerichtlich zu drei Wochen strengen Verurteilung verurteilt worden, weil er in einem Dorfe in der Nähe von Wilna zusammen mit Soldaten seines Regiments Jagd auf harmlose Bauern machte und jedem, den er erwischte, unter einem nichtigen Vorwand eine Tracht Prügel verabreichte.

Lebendig begraben. Oberhausen, 28. März. Auf der Freie Oberhausen wurde durch fallendes Gestein zwei Beerdigten der Ausweg abgeschnitten. Der eine wurde lebend begraben, der andere ist noch eingeschlossen; er gibt zeitweise Lebenszeichen nach außen.

Unter dem Verdachte des Gattenmordes. Kosen, 28. März. Unter dem Verdachte der Brandstiftung und der Ermordung seiner Frau wurde in Wilschdorf im Kreis Neisse der Grubenbesitzer Raicejewski verhaftet. Man fand die halb verkohlte Leiche der Frau im Keller des niedergebrannten Hauses.

Aus Turst vor Strafe in den Tod. Brüssel, 28. März. Aus Turst vor einer Strafgerichtsverhandlung verurteilt sich eine junge Mädchen aus Köln in der Nacht im Selbstmord zu ertränken. Die eine mit Namen Wilhelmina Kipper wurde gerettet, während ihre Freundin namens Augustine Leb den Tod fand.

Verurteilung eines Arztes. Paris, 28. März. Die Kollaboration eines Arztes Dr. Tillmont, der mit Hilfe von Arbeitern mittels gefälschter Zeugnisse über Arbeitsunfälle zahlreiche Ausbeuten eine große Menge von Medikamenten entlockt hatte. Zwei Arbeiter wurden als Komplizen des Doctors festgenommen.

Entsetzlicher Selbstmord. Madrid, 28. März. Einer der bekanntesten Großkaufleute von Madrid, Salvador Lopez,

nahm sich gestern infolge verheerender Spekulationen das Leben. Er stieg auf die höchste Spitze des Turmes der Kathedrale und sprang ab. Sein Körper fiel auf einen Leitungsdraht der elektrischen Straßenbahn, wodurch ihm der Kopf abgerissen wurde. Grund der Tat sind verheerende Spekulationen.

Gemäldediebstahl. Madrid, 28. März. Aus Toledo wird der Diebstahl dreier sehr wertvoller Gemälde des Malers Greco gemeldet. Einzelheiten über den Diebstahl fehlen noch.

Eine Feuersbrunst in Kanada. Montreal, 28. März. Das Gebäude mit dem Warenlager der Hudson-Company in Port William ist durch Feuer vollständig vernichtet worden. Der Schaden beläuft sich auf über 1.200.000 M.

Letzte Drahtberichte.

Pegoud mit seinem neuen Programm.

S. Berlin, 28. März. (Fig. Drahtbericht) Der kleine Franzose unternimmt es, das demütigte Berlin auf neue Art verblüffen zu wollen. Es schien, als ob dieses zunächst nicht recht daran glauben wollte. Zu Beginn der heutigen neuen Flugvorführung war auf dem Flugplatz die Genatmerie dem Berliner Publikum gegenüber in der Majorität. Grau und schwarz hing über Johannishof der Himmel. In der vierten Nachmittagsstunde regnete es in Strömen. Indessen: Pegoud fliegt bei jedem Wetter! Eine endlose Schlange glänzender Regenschirme zieht sich nun vom Bahnhof über den Flugplatz, auf dem trotz seiner völligen „Unerschütterlichkeit“ bald ein Leben herrscht, wie nur je an einem großen Tage. Um 4 1/2 Uhr bestiegt dann Pegoud seinen neuen überraschend leicht gebauten Apparat, wird festgeschnallt und an allen Seiten geknipst und gefordert. Nach kurzem Anlauf schwingt sich nun der Flieger in die Höhe und wirklich — Berlin staunt! Pegoud hat in der Tat neue Kunststücke auf seinem Repertoire. Er zeigt diesmal nicht nur den von früher gewohnten Sallomortale — heute ist sein Fliegen ein förmliches Tanzen in der Luft. Er überfliegt und tummelt sich unaufhörlich nach allen Richtungen, er ignoriert förmlich Himmel und Erde. Er zieht senkrechte Ringe und läßt den Apparat sekundenlang aufrecht in der Luft stehen. Fortwährend sieht man unten den auf der oberen Seite der Drahtfläche angebrachten Namen Pegoud, und selbst bei abgefeuertem Motor vollführt der Franzose geistvolle die verblüffendsten Evolutionen. Nach 1/2stündigem Fluge folgt dann ein neuartiger und vielbewunderter Abstieg in ganz stillen und enggezogenen Spiralen. Die tollkühne Landung wird von dem jetzt nach Abertausenden zählenden Publikum mit aller nur irgendwie aufzubringenden Beifallswärme aufgenommen. Der zweite Punkt des Programms bringt sodann den Sallomortale-Flug mit Passagier, der in einem stabiler gebauten Apparat unternommen wird. Mit besonderer Sorgfalt wird der Passagier — wie man hört, ein Sportredakteur eines Berliner Blattes — hinter dem Franzosen auf seinen Platz gefesselt und bald sieht man wieder den beängstigten „Lango der Bäfte“, wenn auch diesmal in etwas gemäßigterer Weise als im Vorjahre. Ein dritter Flug in der Dämmerung beendet die heutigen Vorführungen zur vollen Zufriedenheit der Berliner.

Zur Veratung der Befoldungsnovelle.

wh. Berlin, 28. März. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: über die Gehaltsaufbesserung der einzelnen Beamtenklassen ist bei der Veratung der Befoldungsnovelle in der Budgetkommission des Reichstags eine Verständigung bisher leider nicht erzielt worden. Auch die in der Tagespresse verbreitete Nachricht, es stehe zwischen der Reichsleitung und den Parteien eine Einigung auf der Grundlage in Aussicht, daß die Verbündeten Regierungen der Aufbesserung der gehobenen Unterbeamten zustimmen würden, daß der Reichstag dagegen die übrigen Beschlüsse der Kommission rückgängig machen werde, entspricht nicht den Tatsachen. Daß die Verbündeten Regierungen trotz aller Bedenken, die gegen eine Änderung des Befoldungsgesetzes sprechen, bemüht sind, Härten auszugleichen und berechtigte Wünsche der Beamten zu erfüllen, haben sie durch Einbringung der Novelle bewiesen. Es ist aber zurzeit für sie nach Lage der Sache ganz ausgeschlossen, über die in der Novelle gezogenen Grenzen hinauszugehen. Eine jede Änderung der Befoldungsordnung, die über die nach eingehendster Prüfung als notwendig erkannten Vorschläge hinausgeht, würde, abgesehen von den finanziellen Wirkungen, nicht nur für die anderen Beamtenklassen des Reiches, sondern auch für die Bundesstaaten und Gemeinden weitere Folgerungen verursachen, die zurzeit ganz unüberwindlich sind. Sollen daher die in der Novelle berücksichtigten Beamten noch im Laufe des Rechnungsjahres 1914 in den Genuß der ihnen zugesicherten Bezüge gelangen, so ist dies nur möglich, wenn sich der Reichstag Beschränkungen auferlegt, wie es die Verbündeten Regierungen getan haben.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ über die Stichwahl in Vorno-Pagan.

wh. Berlin, 28. März. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: Die Stichwahl von Vorno-Pagan hat mit dem Siege der Sozialdemokraten über den bisherigen Vertreter des Wahlkreises, den Konservativen v. Liebert, geendet, ein Ergebnis, das in allen nationalen Kreisen Bedauern hervorgerufen hat. In der Hauptwahl waren für v. Liebert 8640 und für den nationalliberalen Kandidaten etwa 6500, im ganzen also über 15.000 gültige Stimmen gegenüber etwa 12.000 sozialdemokratischen Stimmen abgegeben worden, und da die Nationalliberalen den überwiegenden Teil von den 6500 Stimmen hatten und sofort eine entschiedene Stichwahlparole zugunsten für v. Liebert ausgaben und offenbar auch befolgten, hätte es kaum mehr als einer bloßen Stimmenhaltung des freisinnigen Restes bedurft, um dem bürgerlichen Kandidaten zum Siege zu verhelfen. Nicht einmal hierzu hat sich die freisinnige Wählerschaft verstehen können, sondern sie war ihrer großen Mehrzahl nach aktiv für den Umstürzler eingetreten. Nur hierdurch kann der Zuwachs von etwa 2250 Stimmen, den dieser erhalten hat, erklärt werden. Zurückzuführen ist dieses Verhalten auf die Winke, die von dem parteiunabhängigen Berliner Blatt, also doch wohl von der Berliner freisinnigen Parteileitung ausgegangen sind. Der Gegensatz zwischen der Reaktion und der Linken bei den bürgerlichen Parteien muß dadurch eine verhängnisvolle Verschärfung erfahren. Es kann nicht wunder nehmen, daß die Organe der Rechten dem Freisinn jede Wahlhilfe für die Zukunft aufkündigen und daß sie ihn ein für allemal mit der Sozialdemokratie in einen Topf werfen wollen. Wenn die Volkspartei die Unterbindung der Umstürzler zur hündigen Wahlparole zu machen gedenkt, so hört vom Standpunkt der staatsverhaltenden Politik in der Tat jedes Interesse daran auf, die fortschrittliche Volkspartei und die Sozial-

demokratie verschieden zu behandeln. Für die Folge mögen sich dann die Freisinnigen bei ihren Parteioberhäuptern bedanken, wenn sie dabei Gefahr laufen, immer mehr zu einem Anhängsel der sozialdemokratischen Partei zu werden. Wie sich die in den richterlichen Traditionen groß gemordene fortschrittliche Politik abfinden soll, warten wir ab. Die hochmütige, oft geradezu geringfährliche Behandlung ihrer Partei durch die sozialdemokratische Presse zeigt ihnen fast täglich, daß sie nicht mehr viel Zeit zu verlieren haben.

Zur Frage der Aufhebung des Jesuitengesetzes.

Berlin, 28. März. (Fig. Drahtbericht) Wie der dem Grafen Oppersdorff nachstehenden Kölner Korrespondenz mitgeteilt wird, soll die Aufhebung des Jesuitengesetzes noch für dieses Jahr bevorstehen. Preußen, Bayern und Württemberg hätten ihre Stellungnahme für die Aufhebung bereits festgelegt. Die Korrespondenz selbst gibt diese Meldung nur unter Vorbehalt wieder.

Die Novelle zu dem Kaligeseh.

Berlin, 28. März. (Fig. Drahtbericht) Die Novelle zum Kaligeseh wird, wie die „Post“ erfährt, dem Reichstag vor der sommerlichen Vertagung nicht mehr zugehen.

Zur Kandidatur Wachsorff de Wente in Stendal-Osterburg.

Δ Halle a. d. S., 28. März. (Fig. Drahtbericht) Zu der Nachricht, daß in dem Reichstagswahlkreise Stendal-Osterburg der Landtagsabgeordnete Wachsorff de Wente als nationalliberaler Kandidat aufgestellt sei, bemerkt die linksliberale „Saale-Zeitung“: Es ist Tatsache, daß die Kandidatur des genannten Herrn große Schwierigkeiten zu überwinden hat, Schwierigkeiten, die größer seien, als man annehme.

Zur Bekämpfung des Geburtenrückganges.

Berlin, 28. März. (Fig. Drahtbericht) Wie verschiedene Abendblätter erfahren, haben zwischen den zuständigen Ressorts Besprechungen über den Gesetzentwurf gegen die antikonzeptionellen Mittel, den die bürgerlichen Parteien des Reichstags eingebracht haben, stattgefunden und es besteht Übereinstimmung darüber, daß der Erfolg eines derartigen Gesetzes nötig ist und möglichst beschleunigt werden soll. Nach den Osterferien wird die Abstimmung über den Gesetzentwurf im Plenum erfolgen, dessen Annahme außer Zweifel stehe.

Seine kleinen Anfragen im sächsischen Landtag.

xx Dresden, 28. März. (Fig. Drahtbericht) Wie verlautet, hat die sächsische Regierung es abgelehnt, auf Anträge einzugehen, durch die im sächsischen Landtag die Einrichtung der sogenannten Anfragen eingeführt werden solle. Die Regierung erklärt, daß sich bei den kleinen Anfragen im Reichstag etwas Positives nicht ergeben habe und daß man voraussichtlich dieselbe Erörterung auch im sächsischen Landtag machen würde. Derlei Anfragen verursachten nur viel Arbeit ohne einen entsprechenden Gewinn zu erzielen.

Dreifache Auszeichnung.

Berlin, 28. März. (Fig. Drahtbericht) Oberstleutnant Veit, Kommandeur des Manen-Regiments Nr. 14 in St. Arolb, ist der Rote Adlerorden 3. Klasse mit Schleife am Bande der Rettungsmedaille verliehen worden in Anerkennung seines dritten Rettungsfalles, bei dem er im Bosporus eine Dame vom Tode des Ertrinkens mit eigener Lebensgefahr rettete. Gleichzeitig wurde ihm vom König von Rumänien das Kommandeurkreuz des Sternorden von Rumänien mit Schwertern, für Verdienste im Balkankriege, und vom Sultan der Türkei aus dem gleichen Anlaß die goldene und silberne Verdienstmedaille für Treue und Tapferkeit verliehen.

Der Streit um das Kronleichen von Sagan.

** Leipzig, 28. März. Das Reichsgericht hat den Streit um das Kronleichen des Herzogs von Sagan nunmehr entschieden. Der in Paris lebende Herzog von Sagan hatte, um die Forderung der Berliner Grunderwerbs- und Terraingesellschaft in Höhe von 500.000 M. auf das Kronleichen nicht übergeben zu lassen, dieses zugunsten seines minderjährigen Sohnes ausgeschlagen. Vom Landgericht und Kammergericht in Berlin wurde die Klage der Gesellschaft auf Übertragung der Forderung auf das Kronleichen abgewiesen, weil der Verzicht auf das Leichen nicht anfechtbar sei. Das Reichsgericht hat nunmehr die Klageabweisung bestätigt und die Revision der Berliner Gesellschaft zurückgewiesen.

Die Schlußfassung der Rochette-Kommission.

wh. Paris, 28. März. Der Rochette-Ausschuß hat heute vormittag zu einer Sitzung zusammen, um die Schlußfolgerungen zu erörtern. Es entspann sich eine lebhafteste Debatte mit Zwischenfällen, da mehrere Redner einzelne Sachteile fortgelassen oder hinzugefügt wissen wollten. Mehrere Redner forderten die Vernehmung des Verfassers eines Artikels, der in einem Blatte des Departements Oisphrenais erschienen ist und Beschuldigungen gegen eine Anzahl politischer Persönlichkeiten wegen dieser Angelegenheit enthält. Jaurès protestierte gegen jeden Gedanken einer Vertagung, die denn auch bei der Abstimmung abgelehnt wurde. Der Deputierte Delahaye verließ die Sitzung mit der Erklärung, daß er aus der Kommission austrete.

Die Lösung der Lenzfrage.

wh. Paris, 28. März. Im Ministerrat unterbreitete der Minister der öffentlichen Arbeiten heute dem Präsidenten Poincaré ein Dekret, durch welches das Bergwerk und das Erzlager Lenzas der Lenzgesellschaft übertragen werden.

„Die wahre Gefahr — Ulster“.

hd. London, 28. März. Der bekannte liberale Journalist und Chefredakteur der „Westminster Gazette“, Harold Spencer, sprach gestern abend in Cambridge über die politische Lage. Er sagte, das Verhalten der Opposition, welche die Armee als politische Kampfwaffe benutze, werfe ein eigenartiges Licht auf den Patriotismus der Unionisten. Es habe sich jetzt herausgestellt, daß die wahre Gefahr nicht von Deutschland, sondern von Ulster kommt. Man habe allen Grund, anzunehmen, daß die deutsche Regierung, von dem üblichen Weg ein wenig abweichend, die britische Regierung von den Rüstungsaufträgen in Kenntnis setzte, die von den Liberalen und Ulsterleuten bei deutschen Waffenfabriken eingelaufen seien. Das sei ein Beweis, daß Deutschland in Wirklichkeit ein besserer Freund Großbritanniens sei, als die sogenannten konservativen Patrioten.

Die englische Mittelmeerflotte kehrt nach England zurück.

* London, 28. März. Von Mailand wird gemeldet, daß der vor Neapel ankernden britischen Mittelmeerflotte auf dröhnlichen Wege der Befehl erteilt wurde, nach den heimatlischen Gewässern zurückzukehren. Heute bei Sonnenaufgang dampften die Schiffe ab.



Wiesbadener Kurleben.



*Sollen Kongresse u. Reisegesellschaften unentgeltlich bewirtet werden?

Der preußische Städtetag hat sich vor einiger Zeit mit dem Thema der Bewirtung von Kongressen und Reisegesellschaften beschäftigt und in Berücksichtigung des Mißbrauchs, der mit solchen Bewirtungen, die Städten nicht geringe Kosten verursachen, getrieben werden kann, seine Mitglieder aufgefordert, die unentgeltliche Bewirtung aus solchen Anlässen einzustellen. Auch die Wiesbadener Stadtverordnetenversammlung brachte diese Angelegenheit in ihrer letzten Sitzung bei der Beratung des Etats des Verkehrsbureaus unter Hinweis auf einige Fälle zur Sprache.

Damit sollte wohl nicht die schöne Sitte der Gastlichkeit, die mehr als alles andere geeignet ist, dem Besucher eines Ortes angenehme Eindrücke zu vermitteln, in ihrem Werte herabgesetzt werden. Ist die Gemeinde oder die Stadt, die einer begrenzten, aus besonderem Anlaß versammelten Besucherzahl die Vorteile eines unentgeltlichen „Frühstücks“ zuteil werden läßt, noch dazu Kurort oder wie in unserem Falle Weltkurstadt, dann bedeutet eine solche offiziell betonte Gastlichkeit nicht allein die Erfüllung einer Höflichkeitspflicht; sie kann und wird auch in vielen Fällen von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Einschätzung und spätere Bevorzugung des Besuchsortes sein. Sie ist, materialistischer ausgedrückt, eine außerordentliche Belastung des Reklambudgets, die sich bezahlt macht, wenn auch eine Kontrolle nach dieser Richtung natürlich nicht so leicht möglich ist.

Die Zahl der Ständes- und Berufsorganisationen, der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und Interessens-Verbände ist im letzten Jahrzehnt ganz gewaltig gestiegen. Alljährlich um die Frühjahrszeit beginnt das große „Tagen“, die verschiedenen Kongresse kommen in den einzelnen Städten des Reiches zusammen und lassen damit, je nach ihrer Bedeutung, auch den Ort der Zusammenkunft als den Mittelpunkt eines größeren Interessengebietes erscheinen. Daß solche Zusammenkünfte den einzelnen Gemeinwesen und ihren Bewohnern, insonderheit der Hotelindustrie und all den Faktoren, die am Fremdenbesuch einen besonderen Vorteil haben, nicht unangenehm sind, braucht wohl kaum erwähnt werden. Daraus braucht aber noch nicht die Verpflichtung für die Stadtgemeinde hergeleitet zu werden, nun den Gästen etwas Besonderes zu bieten und ihnen das Wiederkommen zu erleichtern dadurch, daß ihnen etwas unentgeltlich serviert wird, das vom Einzelnen ohne wesentliche Belastung seiner Reisekasse bezahlt werden könnte, für den Stadtsäckel aber, wenn sich solche Gelegenheiten mehrmals im Jahre wiederholen, eine beachtenswerte Mehrausgabe bedeuten.

Wie gesagt, es liegt keine Verpflichtung dafür vor, aber es ist, wie eingangs erwähnt, eine schöne Sitte, die nicht allein nach ihrer rein finanziellen Seite gewertet werden darf und die, wenn nicht mehr, stets die Erinnerung an besondere Gastlichkeit wachrufen wird. Soweit die Geschichte der menschlichen Gesellschaft reicht, finden wir überall das Gastmahl als besondere Auszeichnung eines gern gesehenen Besuches. Darum dürfte auch die Aufforderung des preußischen Städtetages, wenigstens soweit Kongresse von Verbänden in Frage kommen, die nicht rein wirtschaftliche Interessen verfolgen, nicht allgemein befolgt werden und der Etatposten „Empfang und Bewirtung von Kongressen und Verbänden“ wird weiterhin im Voranschlag der Gemeinden erscheinen, die sich einer besonderen Bevorzugung in dieser Beziehung erfreuen.

Ganz anders liegt der Fall allerdings, wenn es sich um die Bewirtung von Reisegesellschaften handelt, über deren Zusammensetzung, Zweck und Bedeutung, zumal wenn sie aus Amerika kommen, man

sich gewöhnlich erst dann klar wird, wenn die Gesellschaft ebenso geräuschvoll, wie sie gekommen ist, den Schauplatz einer kurzen und nicht immer beifällig aufgenommenen Gastrolle wieder verlassen hat. Hier ist sehr häufig der Wunsch der Vater des Gedankens eines geschäftstüchtigen Managers, der wohl meist solche „Abfütterungen“ seiner Herde als angenehmen Vorteil im Gesamtpreise der Exkursion von vornherein mit verrechnet hat. Die Mitglieder solcher Reisegesellschaften sind sogar häufig der Ansicht, daß die freundliche Aufnahme und Bewirtung erst durch Bezahlung zur Selbstverständlichkeit würde. Sind sie es nicht, dann haben sie mit Recht alle Ursache, sich nach Beendigung der Reise über die übertriebene Gastfreundschaft des German zu wundern, um nicht einen anderen Ausdruck zu gebrauchen.

Die Bezeichnung solcher Reisegesellschaften entspricht in der Mehrzahl der Fälle nur zu einem Bruchteil der wirklichen Zusammensetzung. Beliebt sind deutsch-amerikanische Sänger und deutsch-amerikanische Lehrer. Was damit manchmal für ein Unfug getrieben wird, davon kann sich nur der Eingeweihte eine Vorstellung machen. Wenn es hoch kommt, besitzt ein Fünftel der Teilnehmer oder noch weniger die eigentliche Qualifikation zur Teilnahme. Alles andere sind Mitläufer, die gern einmal die Gelegenheit einer billigen Reise nach Europa benutzen, sich durch alle sehenswerten Orte im Reiche hindurchtreiben lassen, gelangweilt die ihnen dargebrachten Huldigungen entgegennehmen und bei der sich hieran anschließenden Bewirtung kritische Vergleiche über die Aufnahme in den verschiedenen Städten anstellen. Wirklich gesehen haben sie meistens nichts, dazu ist ja auch bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit gar keine Gelegenheit. Der Vorteil, den sie für die Zukunft versprechen, ist ganz minimal, denn sie selbst kommen doch niemals, wenigstens nicht allein, wieder und was sie zu Hause über die Vorzüge dieser oder jener Stadt oder Gegend berichten können, ist in keinem Falle so orientierend, wie es von den Gastgebern gern angenommen wird. Hier könnte also ruhig etwas weniger getan werden.

Der Vorwurf der Ungastlichkeit wird nicht erhoben werden können, wenn sich die Gemeinden erst genau über die besuchenden Gäste informieren, bevor sie überschwängliche Empfänge und Bewirtungen vorbereiten. Unangenehme Überraschungen und unnötige Kosten können dadurch erspart bleiben.

Reise und Verkehr.

Der Aufenthalt von Fahrgästen in den Gängen der D-Züge soll, wie an anderer Stelle schon gemeldet, durch einen Beschluß der Wagenbeistellungs-Konferenz, die kürzlich in Berlin tagte, verboten worden sein. In dieser Form ist jedoch die Meldung glücklicherweise nicht ganz zutreffend gewesen. Es wurde von der Wagenbeistellungs-Konferenz lediglich für notwendig erachtet, daß die bereits bestehenden Bestimmungen der Verkehrsordnung den Fahrgästen, besonders in den D-Zügen, wieder einmal zur besseren Beachtung in Erinnerung gebracht werden. Der Aufenthalt von Fahrgästen in den Gängen wird bekanntermaßen dann zu einer Katastrophe, wenn dadurch ein- und aussteigende Fahrgäste mit ihrem Handgepäck in der Fortbewegung gehindert werden, oder wenn die Gangfenster so verstellt werden, daß den in den Abteilungen sitzenden Fahrgästen jegliche Aussicht versperrt wird. Wenn der Beschluß der Konferenz in dieser Beziehung Wandel zu schaffen vermag, wird man dies nur begrüßen können, während ein Verbot des Aufenthaltes in den Gängen namentlich für Reisende, die große Strecken zurücklegen und das lebhafteste Bedürfnis nach einiger Bewegung haben, allzu rigoros wäre und energischen Protest herausfordern würde.

geräumiger Hof, Hausgarten mit Gartenhaus und zirka 1 1/2 Morgen Ackerland am Fußberg (Geisbergweg) mit einem Felsenkeller. Im Haus, das 47 Räume umfaßte, wurde eine „nicht unbedeutende“ Weinwirtschaft betrieben; im Badhaus konnten täglich 50 Bäder abgegeben werden. Von dem Pferdebad wird gesagt, daß es das einzige in der Stadt und bei vielen Krankheiten der Pferde sehr vorteilhaft erprobt worden sei.

Der Verkauf kam im August desselben Jahres mit August Rudolph von hier und seiner Ehefrau Dorothea geborenen Seibel von Schierstein für 42 000 Gulden, einschließlich der zu 5700 Gulden angeschlagenen Mobilien, zum Abschluß. Der Käufer gab sein in der Friedrichstraße gelegenes Wohnhaus mit Stallung, Holz- und Chaisenremise für 9500 Gulden mit in Anzahlung.

Zum Vergleich mit einer neuzeitlichen Badhaus-Ausstattung dürfte noch interessieren, daß damals noch sämtliche Betten Strohsäcke mit Unterbett oder Haarmatratze hatten, daß nur für die nach vorn heraus gelegenen Zimmer ein Kanapee ausbedungen und der Wert der Ausstattung von 13 Zimmern zu je 180 Gulden, der von 28 zu je 100—110 Gulden und der von 3 zu je 70 Gulden taxiert war. Der Wert der Dampfbad-Einrichtung ist zu 100 Gulden angegeben.

Aus dem Besitze der Familie Rudolph ging das Badhaus „zum schwarzen Bock“ 1885 in den des Kaufmanns Theodor August Schäfer über, der es anfangs der 1870er Jahre neu aufbaute. Von seinen Nachkommen bedeutend erweitert und verschönert, ist es seitdem zu großer Blüte gelangt.

Der Kaiser als Cafébesitzer.

Der Kaiser ist, was wenig bekannt sein dürfte, Besitzer eines Restaurations- und Cafébetriebes. Als das allbekannte Café Blume an der historischen Mühle am Parke in Sanssouci einer großzügigen gärtnerischen Anlage Platz machen mußte, kam der Kaiser seinen Potsdamern dadurch entgegen, daß er etwas abseits der historischen Mühle ein neues, schönes Restaurant mit Café errichten und davor auch einen geräumigen Sommergarten anlegen ließ. Das Hauptgebäude ist im Stile der frideri-

Meinungen und Wünsche.

Rauch und Geruch der Automobile. Gestatten Sie, daß ich als Fachmann dem Leidenden in der obigen Frage in Ihrem geschätzten Blatte einige Aufklärungen meines Wunsches im „Kurleben“ vom 8. März d. J. zu geben versuche. Gewiß hat der Leidende recht, wenn er als nicht gesunder Mensch den Rauch und Geruch der Auspuffgase von Automobilen lästig findet, die ja schon von ganz gesunden Menschen nicht gerade parfüm-artig empfunden werden. Die Beantwortung seiner Frage seitens der Chausseure hat auch seine vollkommene Richtigkeit, denn das beste Benzin und das beste Schmieröl geben bedeutend weniger Rauch und Geruch als billiges. Beim Ankurbeln eines Motors ist eine Rauchentwicklung unvermeidlich, daher der stärkere Rauch und Geruch an den Kolonnaden und am Kaiser Friedrich-Platz. Gewiß wird der Leidende auf der Rheinstraße auch bemerkt haben, daß die Autos kaum merklichen Rauch und Geruch entwickeln, wenn sie von oben kommen, d. h. wenn sie von der Ringkirche zur Wilhelmstraße fahren, da es dort bergab geht, dagegen wenn sie bergan fahren, dann muß zuweilen umgeschaltet werden, wobei Rauch entsteht. Was nun die Apparate anbelangt, die den Rauch der Auspuffgase vernichten, so habe ich mich schon seit längerer Zeit mit dieser Frage beschäftigt. Jeden einzelnen Apparat und jede Vorrichtung habe ich, soweit sie patentiert und in Patentschriften niedergelegt sind, auf das genaueste geprüft, doch muß ich leider sagen, daß alle bisherigen Apparate ohne Ausnahme derartige Nachteile haben, daß sie für Automobile unbenutzbar sind und deshalb auch gar nicht in Anwendung sind. Nicht nur Größe und Schwere sind deren Nachteile, sondern auch die Kostspieligkeit ist so groß, daß das teuerste Benzin und das teuerste Schmieröl doch noch billiger sein dürfte als die Benutzung eines dieser Apparate. Ganz besonders schlimm ist noch der Umstand, daß beim Durchgehen der Gase durch einen derartigen Apparat ein so großer Widerstand zu überwinden ist, daß dazu 1—1 1/2 Pferdestärken erforderlich sind, welche der Fahrleistung verloren gehen, und natürlich ist dieser Benzin- und Ölverbrauch auf das Verlustkonto zu buchen. Es gibt noch andere Vorrichtungen, die den Geruch beseitigen sollen, wie Parfüm den Auspuffgasen hinzuzugeben und ähnlichen, doch kann ich mir gar nicht denken, daß das von irgendwelcher Wirkung sein kann. Auf diesem Gebiete existieren schon zirka 30 Patente. Im Oktober und November v. J. arbeitete in einer Privatgarage an der Yorkstraße ein Herr mit einem von ihm erfundenen Apparat. Seine Resultate waren auffallend günstige. Wenn er die Auspuffgase durch seinen Apparat gehen ließ, so war der Rauch gänzlich verschwunden und Geruch war in diesem geschlossenen Raum kaum zu bemerken. Ohne diesen Apparat war ein Aufenthalt in der Garage nach sehr kurzer Zeit schon ganz unmöglich, was zur Kontrolle ausprobiert wurde. Im November forderte er mich auf, eine Probefahrt mit einem Automobil von 45 Pferdestärken unter den denkbar schlechtesten Bedingungen zu machen. Es wurde der Maschine übermäßig viel Öl gegeben und mit Benzol (nicht Benzin) gefahren. Die Auspuffgase wurden, nachdem sie den Apparat passiert hatten, durch Rohrleitungen auf den Sitz geleitet, so daß wir eine ganz genaue Kontrolle ausüben konnten. Auch die Resultate bei Steigungen waren überaus günstige, anstatt Rauch und Geruch zeigte sich etwas Wasserdampf. Wenn dieser Apparat auch fernerhin oder ein beliebig anderer solche günstige Resultate zeigen sollte, warum sollten denn die Autobesitzer sich nicht solche anschaffen, um die leidenden Mitmenschen zu schonen und sich selbst vor Unannehmlichkeiten zu schützen? Bedingung wäre allerdings, daß durch solch einen Apparat den Autobesitzern nicht Mehrkosten entstehen. Sollte Benzol anstatt Benzin gefahren und billiges Schmieröl genommen werden können, so wäre die Möglichkeit vorhanden, daß es sogar lohnend wäre, einen solchen Apparat zu benutzen. Warten wir daher ab, was uns die Zukunft bringt, wir leben ja im Zeitalter der Erfindungen.

Ein Fachmann.

*Zur Geschichte der älteren Badhäuser Wiesbadens.

Von Th. Schüler.

Der schwarze Bock.

(Schluß.)

Als Bergmann 1818 starb, war sein ältestes Kind, der in London als Kaufmann lebende Sohn erster Ehe, 23 Jahre, sein jüngstes Töchterchen 9 Monate alt. Seine Witwe versah noch einige Jahre das Hauswesen, übergab es dann aber 1822 dem mit ihrer ältesten Tochter Elanabet verheirateten Postsekretär Christian Bauer, wobei Wohn- und Badhaus mit 31 Zimmern für Kurgäste, 9 Wohn- und Bedientenräume und 33 Einzelbädern, die Ökonomiegebäude, der Hof und der zwischen diesem und dem Badhaus „zum Kreuz“ gelegene Garten zu 22 000 Gulden, das Mobiliar zu 6014 Gulden angeschlagen wurden. Der Garten am Kranz war vorher veräußert worden.

Bauer, der Posthalterei und Weinwirtschaft betrieb, baute am „alten Bock“ den sogenannten „neuen Bock“ und richtete im Sommer 1832 auf Anregung der herzoglichen Landesregierung wieder ein Pferdebad her. Nach der Beschreibung des Amtmanns Vieter bot es in einer Länge von 36 und einer Breite von 13 Fuß Raum für zwei Pferde. Aus dem Raum führte ein abhängiger bedeckter Gang nach dem nahen Pferdestall; durch eine zweite Tür konnten gesunde Pferde ein- und ausgeführt werden. Ein von Bauer für diese Anlage gewünschtes zwölfjähriges Monopol lehnte die herzogliche Regierung als der Gesetzgebung des Herzogtums zuwiderlaufend und die Gewerbefreiheit beeinträchtigend ab. Als weitere bemerkenswerte Neuerung galt auch die Einrichtung eines Dampfba-

Im Jahre 1834 schrieb Bauer, der nach Absterben seiner Frau eine zweite Ehe mit Luise geb. Reinmer von Idstein eingegangen war und ein Postetablisement in Hattersheim zu eröffnen gedachte, den „schwarzen Bock“ zum Verkauf aus. Aufgeführt werden: ein zweistöckiges Wohnhaus „zum alten Bock“ und ein zweistöckiges Wohnhaus „zum neuen Bock“, gelegen zwischen dem „Englischen Hof“ und dem Buchhändler Heinrich Riedel, ein zweistöckiges Badhaus, Scheune, Stallung,

zianischen Zeit gebaut und hat auch den historischen mattgelben Anstrich. Als Pächter setzte der Kaiser den früheren Ökonomen der Angestellten-Wirtschaft im Neuen Palais in seinen Restaurationsbetrieb ein. Beim Abschluß des Pachtvertrages sagte der Kaiser zu ihm: „Mein lieber Herr Moritz, Sie sollen die geringe Pacht von nur jährlich 6000 M. zahlen. Sagen Sie dem Restaurant der Potsdamer und rentieren sich der Betrieb, dann können wir ja späterhin die Pacht ein klein bißchen erhöhen, damit ich auch etwas mehr daran verdiene. Aber eins mache ich zur Bedingung: Es muß hier den besten Kaffee von ganz Potsdam und Umgegend geben!“ Das neue Restaurant und Café „Zur historischen Mühle“ hat sich die Gunst der Potsdamer und der Fremden erworben und ist für die Potsdamer eines der beliebtesten Ziele ihrer Nachmittagsspaziergänge geworden. Auch der Kaiser weilte hier häufig zu Gast. Wenn er seinen Vormittagsspaziergang unternimmt, dann kehrt er regelmäßig bei seinem Pächter ein, um mit seiner Begleitung ein Glas Wein oder auch einen kleinen Imbiß einzunehmen. Bei dieser Gelegenheit erkundigt er sich nach dem Stande des Geschäfts, und er ist sehr erfreut, wenn er hört, daß „sein Restaurant“ nach wie vor gut geht.

Wiesbadener Kochbrunnen.

Koche und sprudle, gesegneter Quell,
Immerfort wallend, so heiß und so schnell!
Fern aus der Tiefe kommst du her,
Bringst von den Gluten der Erde uns Mär,
Brachest die Bahn dir durch Feuer und Stein,
Gottgesandt, uns ein Heilquell zu sein.

Aus deinen Wassern strömt neues Leben,
Das du den Leidenden widergebe.
Schöpfen auch Tausend' aus deinem Reich,
Dennoch bleibst du jahraus, jahrein gleich.
Dank sei dem Schöpfer, der dich uns gesandt,
Kochbrunnenquelle, ins Nassauer Land!

A. D.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet. Die Schriftleitung.

Bravo-Dacapo! Die neue Revue!



Gr. Wiesbadener Karneval-Ges.

Gegründet 1908.

Heute Sonntag, den 29. März, von nachmittags 4 Uhr ab, im Saale „Zur neuen Adolfs Höhe“ (bei Meuchner)

Große humorist. Unterhaltung

mit Tanz. II. a.: Aufführung der Posse „Der Lobfrosch“.
Es ladet ein
Eintritt frei!

Sonntag, den 29. März 1914:

Frühlings-Kränzchen

im Saale des Restaurants „Tanne“ in Rambach (Besitzer: L. Meißner).
Es ladet freundlich ein
Anfang 4 Uhr. Bei Bier.

Privat-Gesellschaft „Lohengrin“. Gegr. 1910.

Sonntag, den 29. März 1914, nachmittags 4 Uhr:

Ausflug nach Schierstein

Saalbau „Drei Kronen“ (Besitzer Kreidel); daselbst humorist. Unterhaltung mit Tanz, wozu ergebenst einladet
Eintritt frei.

Der Vorstand.

Restaurant „Zum Bratwurstglöckle“

alte Schornhorst- und Gassenstraße.

Sonntag, den 29. März, abends von 6 Uhr ab:

Großes humoristisches Konzert.

Es ladet freundlich ein

H. Schmittzer.

Restaurant „Alte Adolfs Höhe“

Heute Sonntag, den 29. März 1914, ab 4 Uhr:

Große Unterhaltung mit Tanz

unter Mitwirkung des humoristischen Lehmann.

Johann Paul.

Warthurg.

Heute Sonntag, 29. März:

Direktor

Hans Wilhelmy-Gastspiel.

Heiterer Künstler-Abend

Eintritt 50 Pf. u. 1 Mk.

Anfang 8 Uhr.

Rest. Klostermühle.

Heute großes

Tanzvergnügen.

Anfang 4 Uhr. Eintritt frei.

Es ladet ergebenst ein

W. Klapper, Tanzlehrer.

Wilmshöfische Dohseim

Jeden Sonntag:

Große Tanzmusik.

Es ladet freudl. ein. Franz Apfelstedt.

Tages-Veranstaltungen. * Vergnügungen.

Theater-Concerte

Königliche Schauspiele.

Sonntag, den 29. März.

7. Vorstellung.
Bei angeschlossenem Abonnement.
Dienst- u. Preisliste sind aufgehoben.

Parfais.

Ein Bühnenweihfestspiel v. H. Wagner.

Amfortas Herr Eddard

Titurel Herr Bohnen

Gunemund Herr Schubert

Ortrud Herr von Schand

Erster Herr Englerth

Zweiter Herr Döring

Dritter Herr Kreier

Vierter Herr Krümer

Fünfter Herr Gass

Sechster Herr Pichtenstein

Siebter Herr Scherer

Akt I. Herr Eddard

Akt II. Herr Eddard

Akt III. Herr Eddard

Akt IV. Herr Eddard

Akt V. Herr Eddard

Akt VI. Herr Eddard

Akt VII. Herr Eddard

Akt VIII. Herr Eddard

Akt IX. Herr Eddard

Akt X. Herr Eddard

Akt XI. Herr Eddard

Akt XII. Herr Eddard

Akt XIII. Herr Eddard

Akt XIV. Herr Eddard

Akt XV. Herr Eddard

Akt XVI. Herr Eddard

Akt XVII. Herr Eddard

Akt XVIII. Herr Eddard

Akt XIX. Herr Eddard

Akt XX. Herr Eddard

Akt XXI. Herr Eddard

Akt XXII. Herr Eddard

Akt XXIII. Herr Eddard

Akt XXIV. Herr Eddard

Akt XXV. Herr Eddard

Akt XXVI. Herr Eddard

Akt XXVII. Herr Eddard

Akt XXVIII. Herr Eddard

Akt XXIX. Herr Eddard

Akt XXX. Herr Eddard

Akt XXXI. Herr Eddard

Akt XXXII. Herr Eddard

Akt XXXIII. Herr Eddard

Akt XXXIV. Herr Eddard

Akt XXXV. Herr Eddard

Akt XXXVI. Herr Eddard

Akt XXXVII. Herr Eddard

Akt XXXVIII. Herr Eddard

Akt XXXIX. Herr Eddard

Akt XL. Herr Eddard

Akt XLI. Herr Eddard

Akt XLII. Herr Eddard

Akt XLIII. Herr Eddard

Akt XLIV. Herr Eddard

Akt XLV. Herr Eddard

Abends 7 Uhr.

Jugend- und Junggeizarten gültig.

Neuheit!

Luh Löwenhaupt.

Schauspiel in 4 Aufzügen von Hans

Schmidt-Kellner.

Personen:

Abel, Großindustrieller

Rud. Richter-Schönan.

Hanna Fabricius,

seine Cousine Frida Salbern.

Kramer, Oberleutnant d. Reichsfeldg.

Hildegard, seine Frau. Eise Hermann.

von Löwenhaupt.

Leutnant Rudolf Barta.

Freiherr v. Western Kurt Keller-Rebri.

Ein Leutnant Friedrich Beng.

Eine Ordonanz Hermann Hom.

Eine Hausdame

bei Fabricius Margarete Krone.

Art der Handlung: Große Garnison

Norddeutschlands. Zeit: Gegenwart.

Der 1. Aufzug spielt in der Wohnung

Kramers, der 2. Aufzug einige

Monate später im Hause Fabricius,

der 3. Aufzug am nächsten Mittag im

Offizierskasino, der 4. Aufzug am

Abend desselben Tages, wieder in

Kramers Wohnung.

Sonntag, den 30. März.

Jugend- und Junggeizarten gültig.

Neuheit!

Der blinde Passagier.

Schauspiel in drei Akten von Oscar

Wienethal u. Gustav Adelsburg.

Personen:

Eliens, Herr

von Gelingen Josef Kommer.

Ernst Bräuer Kurt Keller-Rebri.

Katho, seine Frau Eise Hermann.

Kay Hagedorn Friedrich Beng.

Karl Friedel Rudolf Barta.

Betty Warberg Vori Böhm.

Eduard Vellermann Ernst Reimann.

Therese, seine Frau Minna Hge.

Ida, deren Tochter Eise Eiler.

Otto Hoffmann,

Rechtsanwalt Hermann Schröder.

Gertrude, seine Frau. Stella Richter.

Larsen, Kapitän

v. Rogge Rittner-Schönan.

Leutnant

Peterien Nikolaus Bauer.

Leutnant

Dr. Grah, Hermann Hom.

Schiffarzt

Schlüter, Ober-

Steward

Hannes, Billy Langer.

Steward

Hofrat Frankfus Reinhold Hager.

Isbeth, seine Tochter Käthe Horken.

Rechtsanwalt Martin Ludwig Repper.

Frau Rahnig Eise Schenk.

Rabiz, Fabrikant Georg Vierbach.

Reuther Bernide Max Deutschländer.

v. Sterned Billy Schärer.

Baummeister Halber Albert Giffert.

Bedda, Kellnerin Theodora Port.

Joerlen Fischer Fritz Herborn.

Ein Ratze Albert Giffert.

Die Handlung spielt im 1. u. 3. Akte

an Bord der „Victoria Luise“, im

2. Akte vor einem norwegischen

Wirtshaus auf Odde.

Nach dem 1. u. 3. Akte finden größere

Pausen statt.

Anfang 7 Uhr. Ende nach 9 1/2 Uhr.

Frei-Theater.

Sonntag, den 29. März:

nachmittags 3 1/2 Uhr.

Volks-Vorstellung zu kleinen Preisen.

Gastspiel Fräulein Luise Deloia.

Ein lustige Doppelhefte

oder: Die geschiedenen Frauen.

Abends 8 Uhr:

Eine lustige Doppelhefte.

Ende gegen 10 1/2 Uhr.

Montag, den 30. März.

Eine lustige Doppelhefte.

Anfang 8 Uhr. Ende gegen 10 1/2 Uhr.

Kurhaus zu Wiesbaden.

Sonntag, den 29. März.

Auto-Omnibus-Rundfahrten

Abfahrt vom Kurhaus vorm. 10 Uhr

nach Lorschbach. — 2 1/2 Uhr nach

nach Königstein.

Vormittags 11 1/2 Uhr.

Frühkonzert

in der Trinkhalle des Kurhauses.

Kapelle Paul Prendberg.

Nachmittags 4 Uhr.

Altenkonzert

Städtisches Kurorchester.

Leitung: Herr H. Jrmr. städtischer

Kurkapellmeister.

Abends 8 Uhr

im großen Saale

Vokal- u. Instrumental-Konzert

Mainzer Männergesangs-Verein.

(109 Sänger.)

Städtisches Kurorchester.

Chorleitung: Herr Wilhelm Geis.

Orchesterleitung: Herr Kurkapellmstr.

Hermann Jrmr.

Personen:

Am Montag, 30. März.

Auto-Omnibus-Rundfahrten

Abfahrt vom Kurhaus vorm. 10 Uhr

nach Hochheim. — 10 1/2 Uhr nach

Saarlouis-Homburg.

Nachmittags 4 Uhr u. abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchester.

Leitung: Herr H. Jrmr. städt. Kur-

kapellmeister.

Programme in der gestrigen Abend-A

Zeitung.

Die geheimnisvolle

Villa, Abenteuer d.

berühmt. amerik.

Detektivs Webbs.

La Furlana,

d. Tanz d. Papstes.

Max als Tango-

lehrer in Berlin

die neueste u. bis-

her beste Max-

Linder-Humoreske

verfällt u. gespielt

von Max Linder.

Alles wälzt sich

vor Lachen!

Außerdem die

übrigen interessant.

Neuheiten.

Thalia-Theater.

Kirchgasse 72. Tel. 6137.

Heute Sonntag von 3—11 Uhr.

Wochentags von 4—11 Uhr.

Eintritt jederzeit:

Die geheimnisvolle

Villa, Abenteuer d.

berühmt. amerik.

Detektivs Webbs.

La Furlana,

d. Tanz d. Papstes.

Max als Tango-

lehrer in Berlin

die neueste u. bis-

her beste Max-

Linder-Humoreske

verfällt u. gespielt

von Max Linder.

Alles wälzt sich

vor Lachen!

Außerdem die

übrigen interessant.

Neuheiten.

Thalia-Theater.

Kirchgasse 72. Tel. 6137.

Heute Sonntag von 3—11 Uhr.

Wochentags von 4—11 Uhr.

Eintritt jederzeit:

Die geheimnisvolle

Villa, Abenteuer d.

berühmt. amerik.

Detektivs Webbs.

La Furlana,

d. Tanz d. Papstes.

Max als Tango-

lehrer in Berlin

die neueste u. bis-

her beste Max-

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filiale: Mauritiusstraße 12.

Abonnementspreise:
Die Kolonialzeitung in Wiesbaden 20 J.,
Deutschland 20 J., Ausland 40 J.,
Die Rheinische 120 J.
Abonnements-Nummern:
Für Abendsausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Druckpreise:
Anzeige und Konsument Nr. 100,
Redaktion: Nr. 100; Verlag: Nr. 819.

Ersteinst 12mal wöchentlich.
Jahresausgabe:
Unter Kreuzband 15 J. vierteljährlich.
Wegungspreis:
Kaholter monatlich 70 J., vierteljährlich 210 J.
Durch Träger und Agenturen:
Monatlich 80 J., vierteljährlich 240 J.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatlich 1 J.,
vierteljährlich 3 J. (ohne Befreiungsbüch).

162 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 29. März 1914.

68. Jahrgang.

Ein Rückblick.

Nachdem im Jahre 1866 Preußen im Ringen mit Österreich sich die Hegemonie in Deutschland gesichert hatte, trat ein frischer und freier nationaler Zug durch die preussischen Gauen. Aus der liberalen Fortschrittspartei erwuchs unter Lassers Ansporn die Nationalliberale Partei (deren erster Führer von Bennigsen wurde), um durch eine radikalere nationale Politik die Regierung gegen den linksliberalen Doktrinarismus zu verteidigen und ihr die Möglichkeit zu bieten, gestützt auf eine sichere parlamentarische Mehrheit, die großen nationalen Aufgaben der Zeit zu erfüllen. In jener Zeit, im November 1866, wurde auch der „Rheinische Kurier“ gegründet, der die nationale und liberale Sache zu der seinigen machte. Wie sehr er damit der Gesinnung unserer Bevölkerung entsprach, das geht aus der für jene Zeit überaus erstaunlichen Tatsache hervor, daß er in der kurzen Zeit von 6 Wochen anderthalbtausend Abonnenten erhielt und als das führende Blatt in Nassau anerkannt wurde. Mit dem außerordentlichen Anwachsen der Nationalliberalen Partei, die zu Anfang der siebziger Jahre im preussischen Abgeordnetenhaus 182 und im Reichstag 155 Fraktionsmitglieder hatte, stieg auch die Abonnentenzahl des „Rheinischen Kuriers“. Im gleichen Maße aber wie der „Rheinische Kurier“ in der Gunst des Volkes stieg, sank die Volkstümlichkeit der „Mittelrheinischen Zeitung“, jedoch es sich schon im Jahre 1874 als geboten erwies, die Selbstständigkeit dieses Blattes aufzugeben und es dem „Rheinischen Kurier“ einzufügen. Im Laufe der Jahre nun hat sich der „Rheinische Kurier“ beständig entwickelt; und am 1. April 1908 nahm er noch den besonderen Charakter „Wiesbadener Zeitung“ an, damit die Bodenständigkeit des führenden nassauischen Blattes in der Hauptstadt Nassaus, der Residenz- und Weltkurstadt Wiesbaden, scharf gekennzeichnet werde. All die Zeit hindurch hat die „Wiesbadener Zeitung“, oder wie das Blatt heute noch allgemein genannt wird, der „Rheinische Kurier“, getreu seiner Vergangenheit, bei, unentwegt zur nationalliberalen Sache gestanden, und heute noch ist sein Wahlspruch derselbe, den das Programm der Partei einleitet: „Unverbrüchliche Treue zu Kaiser und Reich! Das Vaterland über der Partei; das allgemeine Wohl über allen Sonderinteressen!“

So dienen wir in nationaler und liberaler Weise dem deutschen Volke und dem deutschen Vaterlande. Und wenn die Geschichte der Nationalliberalen Partei die Geschichte des Deutschen Reiches ist, so ist die Geschichte unserer Zeitung, die ja auch im gewisser Sinne die Geschichte der Partei ist, zugleich auch die Geschichte des Deutschen Reiches. In seinem 48jährigen Wirken hat der alte „Rheinische Kurier“, die jetzige „Wiesbadener Zeitung“, eine große Summe an nationaler Arbeit geleistet, und die Reihe seiner Jahrgänge bilden eine unerlöschliche Fundgrube für jeden

Forscher. Wenn in zwei Jahren die Nationalliberale Partei auf ein halbes Jahrhundert ihres Bestehens zurückblicken kann, dann darf auch das führende nationalliberale Blatt in Nassau voll Befriedigung von sich sagen, daß die 50 Jahre seiner Tätigkeit nicht umsonst gewesen sind. Der Wahlkreis, den es zu vertreten hat, der Wahlkreis, der auch das höchste Denkmal der deutschen Einheit auf der Höhe des Niederrheins am deutschen Rhein birgt, dieser Wahlkreis ist sowohl im preussischen Landtag wie im deutschen Reichstag nationalliberal vertreten. Und damit dies auch in Zukunft so bleiben möge, bitten wir unsere Freunde, gerade jetzt vor dem Vierteljahrwechsel zu wirken und zu werden. Um immer mehr zuverlässige Freunde und Beziehungen der „Wiesbadener Zeitung“, dem „Rheinischen Kurier“, zuzuführen. In welchem Geiste wir arbeiten wollen, ist kurz und umfassend in dem alten Zeitspruch gesagt, der am Kopfe der ersten Nummer des Rheinischen Kuriers stand:

Deutsch — einig — frei!

Treibt Rußland zum Konflikt?

Aus Petersburg kommt die Nachricht, die russische Regierung bereite ein Pferdeausfuhrverbot an den Westgrenzen des Reiches, sowie am Schwarzen Meer vor. Ob auch die Ostseehäfen davon betroffen werden, ist aus der Meldung nicht klar ersichtlich. Begründet wird die Maßregel damit, daß in letzter Zeit zahlreiche Pferdeexportierungen nach Österreich-Ungarn, nach den Balkanstaaten, sowie „anderen Ländern“ erfolgt seien und zwar in dem Umfang, daß die Preise für die Remonten der russischen Armee derart angezogen hätten, daß die im Heeresetat ausgewiesenen Mittel für das Bedürfnis nicht ausreichten.

Die Teuerung auf dem Pferdemarkt ist eine natürliche Folgeerscheinung der allmählich erfolgten Vermehrung der Kavallerie und Artillerie. Es ist nicht die russische Armeeverwaltung allein, die darunter zu leiden hat. Rußland produziert aber weitaus die größte Zahl von Pferden unter den kontinentalen Staaten, man nahm bisher an, weit über den eigenen Bedarf hinaus. Rußland stellt daher das Referat für die Nachbarn dar, wenn die eigenen Bestände knapp werden. Wenn es daher Vorkehrungen trifft, etwa in der Form langfristiger Lieferungsverträge oder ähnlicher Art, um seinen militärischen Pferdebedarf zu vernünftigen Preisen sicherzustellen, so wird kein Mensch dabei etwas finden.

Etwas anderes ist es aber mit dem Erlaß eines Ausfuhrverbotes. Das ist nicht nur eine Maßregel, die tief eingreift in die durch Handelsverträge sichergestellten kommerziellen Beziehungen der benachbarten Länder, das ist ein gewalttätiges Mittel, wie es nur bei oder kurz vor drohenden kriegerischen Konflikten angewandt zu werden pflegt. Schon weil das Ausfuhrverbot eine regelmäßige Begleitererscheinung der Mobilmachungen ist, ruft seine Vorausbesprechung eine starke Beunruhigung hervor. Wir erinnern uns aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte zweier Fälle, wo ein solches Verbot in Kraft gesetzt wurde. Das eine Mal, als in der Mitte der siebziger Jahre die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sehr gespannt wurden, ein Verhältnis, das durch den bekannten

„Krieg in Sicht“-Artikel charakterisiert und unschädlich gemacht wurde. Damals erließ Deutschland das Verbot gegen Frankreich.

Der zweite Fall trug sich Ende der achtziger Jahre zu, als die deutsch-russischen Beziehungen sich so plötzlich verschärfen, daß Rußland nicht nur die Ausfuhr von Pferden, sondern auch von Hafer verbot. Dieser ganze Vorgang erscheint uns heute umso unverständlicher, als doch damals die beiden Reiche durch den Rückversicherungsvertrag gegen einen kriegerischen Zusammenstoß völkerrechtlich wenigstens geschützt waren. Andererseits steht die unbedeutende Tatsache der damals vorhandenen hochgradigen Spannung mit ihren Begleitererscheinungen — auf deutscher Seite das Verbot der Befreiung russischer Wertpapiere — die Bedeutung und die Unverletzlichkeit derartiger Schutzverträge in ein eigentümliches Licht.

Trifft die heute beschlossene Maßregel in Kraft, so gestaltet sich unter Verhältnis zu Rußland wieder einmal zu dem ungünstigsten, das sich denken läßt. Dabei lassen wir zunächst die Rückwirkung auf unsere Verbündeten und die Balkanstaaten außer Betracht. Wir fragen uns, rechtfertigt die gegenwärtige internationale Lage, die obige Maßregel, wenn nicht, was bezweckt man in Petersburg mit der Androhung und der eventuellen Ausführung. Welche Haltung haben wir diesem ungewöhnlichen und zweifellos unfreundlichen Vorgehen gegenüber einzunehmen?

Für uns nehmen wir das Recht in Anspruch, unsere Volkstrust in vollem Umfange in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Das gleiche Recht im gleichen Umfange verfolgen wir billigerweise keinem Anderen. Wenn daher gleichzeitig mit der Maßregel vom Pferdeausfuhrverbot die andere von Petersburg gemeldet wird, der Bau strategischer Bahnen und Landstraßen zur deutschen Grenze hin solle jetzt mit erhöhtem Drucke in Angriff genommen werden, so regt uns das in keiner Weise auf. Das ist ein ganz natürlicher und von uns längst erwarteter Schritt auf dem Wege russischer Rüstung, gegen den wir den Gegenzug in dem erhöhten Schutz unserer Ostgrenze bereits unternommen haben.

Aber ein Pferdeausfuhrverbot ist keine dauernde Rüstungsmaßnahme, sondern eine aktuelle Kriegsvorbereitungsmaßnahme und darum erfordert sie abweichende Beurteilung und Behandlung.

Nunmehr verneinen wir die Frage, daß die deutsche und auch die österreich-ungarische Politik der jüngsten Zeit auch nur den Schatten eines feindseligen, eines aggressiven Verdachtes rechtfertige. Daraus ergibt sich aber mit Notwendigkeit für uns die Schlussfolgerung, daß er auf russischer Seite besteht. Damit stellt sich das russische Vorgehen als ein erneuter und offenkundiger Beweis dar für die Verletzung der Abwehr-Campaene, die die deutsche Presse kürzlich geführt hat, und Rußland verdirbt sich selber das Spiel, und unsere Bundesgenossen als die trivialen Störfriede anzuschwärzen.

Wir gehen nicht soweit, daß wir an die Abficht einer nahe bevorstehenden kriegerischen Aktion des zaristischen Rußlands glauben. Denn wir wissen sehr wohl, daß eine mehrjährige hinausgeschobene Zusammenstoß sich aus Rücksicht auf den heutigen Stand der russischen nicht nur, sondern auch der französischen Rüstungen empfiehlt.

Aber die im Pferdeausfuhrverbot enthaltene Kriegsberechnung und Einschüchterungsmethode paßt sehr wohl in den Rahmen der gegenwärtigen russischen Politik hinein. Es stehen in nächster Zeit erneute Auseinandersetzungen

Landhaus seines Freundes Craig in der Nähe von Belfast ein bißchen von den ungeheuerlichen Strapazen der Agitation ausruhe, bin ich auf seine freundliche Einladung zu ihm hinauseingefahren. Ich fragte den Antiker eines der seitlich offenen Pferdewägelchen, ob er mir für den Nachmittag zu einem Ausflug zur Versammlung sein wolle. Da machte der Antiker ein bedenkliches Gesicht; ein Belfast Antiker ist immer empört, wenn man ihn engagieren will. Da sagte ich, die Fahrt gehe nach Craigavon. Da strahlte der Antiker, der ein guter Orangemann war, und war gleich bereit, den Fremden zu fahren, der zu Carlson nach Craigavon wollte.

Über die Hafenbrücke, durch Leben und Gewirr. Dann lange, stauende Vorstadtstraßen, die auf einmal wieder sehr ruhig sind. Dann grüner Rasen und kleine kleine Einfamilienhäuser am stattliche Fabrikantenwille. Jemand hinter der Ebene blane Berge und ein Duft von der See. Dann eine vornehme Einfahrt in einen riesigen Park; allseits gepflegte Grasparterre, die langgestreckte Glasveranda eines Schlossbaues. Vor der Veranda sitzen auf göttlich faulen Gartenstühlen, unter roten Schirmen in der glanzvollen Sonne zwei ältere Gentlemen und genießen das freie Wochenende. Captain Craig, groß, massig, mit bläulicher Gesichtsfarbe, steht auf, kommt mir entgegen, wie ich vom Wägelchen steigt und fragt mich interessiert: „How do you do?“ Dann bin ich bei Sir Edward Carson. „How do you do?“ fragt er. Eine gar nicht so dumme englische Sitte, die Leute, die man kennen lernt, gleich zu fragen: Wie geht es Ihnen? Man antwortet den Guten damit: von jetzt ab interessieren wir uns für einander.

Dann kommt der zweite Teil der Normalität. Wir fangen an vom Wetter zu sprechen. Ein feiner Tag, nicht? Gestern hingegen —

Ich kann das schon auswendig und habe Zeit, den Mann zu betrachten, an dem vielleicht die Geschichte Englands und Irlands hängen, den „neuen Cromwell“, wie ihn seine Anhänger nennen, den Rebellen von Ulster.

Ich sehe einen typischen Engländer, groß, stark, glatt rasiert, mit etwas vorspringender Unterlippe, einer Albernheit, dunklen, strengen Gesichtszügen, nicht mehr ganz vollen Haaren über einer hohen, knochigen Stirn, mit düsteren

Brauen über etwas starren Augen, die schon viel erlebt haben müssen. Sir Edward ist mehr als fünfzig Jahre alt. Aber einem Engländer von guter Klasse sieht man ja so etwas nicht an.

So sitzt er da in seinem Stuhl, selbstverständlich in seinen bequemen und doch so straffen Kleidern, raucht seine kurze Pfeife, ist müde von einer Woche von Autogare und Volkssammlungen. Es ist eine Zumutung von mir, ihn jetzt über seine Politik ausfragen zu wollen. Aber er ist lieb und freundlich, und wenn ich frage, spricht er, und wenn er spricht, wird er warm und ich sehe, wie da eine dunkle Leidenschaft auch am lauesten Wochenende auf der sonnigen Parkterrasse, im bequemen Liegestuhl ihre Erntionener fortsetzt.

Vom Wetter gleitet das Gespräch zunächst auf den Sommer, und Sir Edward sagt, wie müde er schon ist und wie er sich danach sehnt, nach Wiesbaden in ein Sanatorium zu fahren. Ob, er ist ein großer Freund Deutschlands, sitzt im deutsch-englischen Verhandlungsausschuß, ist gern bei uns. Ich denke daran, daß die Ulsterfrage verschiedenartig der Regierung gedroht haben: wenn Abir uns den Iren ausliefert, werfen wir uns dem Kaiser Wilhelm in die Arme. Während bei uns wieder chauvinistische Schwachköpfe davon geträumt haben, und in heftigen Reaktionen davon geträumt haben, die Aversion der irischen Nationalisten gegen England militärisch auszunutzen.

Sir Edward sagt keinen Ton von hochverräterischen Sympathien und einer hypothetischen deutschen Invasion. Sinegenen spricht er ganz fröhlich davon, wie er sich gegen Lord George empören will, wenn der Keel nicht nachgeben will und Ulster von der Union losreißt. Mit einem satten Leuchten in den Augen erzählt der Volksführer, wie man ihm in diesen Wochen angedrückt hat, in Kermagh bald und bald in Derry und wie tüchtig die Drifflüßchen seien.

„Sind Ihre Leute bewaffnet?“ frage ich und erwarte keine positive Antwort.

„Darüber kann ich mich nicht äußern“, sagt Sir Edward und lächelt mich an. — „Gestalt“, Sir Edward, ich habe eilends von Waffeninvasionen munteln gehört. Bisher haben Sie nichts dagegen, daß man muntelt. Sie be-

Ulster.

Im Duxerionverlag Berlin SW. 61 wird in den nächsten Tagen ein gerade jetzt überaus aktuelles Buch erscheinen: Irland von Richard A. Bermann. Der Verfasser hat die grüne Insel noch kurz vor den Ereignissen, die heute das britische Reich in seinen Grundfesten — das ist die Armee auch in England — erschüttern, besucht: er besuchte den ungetrübten König von Ulster, Sir Edward Carson, im Hauptquartier zu Craigavon und wohnt einem großen Meeting der Dranghalla bei. Durch Entgegenkommen des Verlages ist uns der nachfolgende Abschnitt „Ulster“ schon vor Erscheinen des Wertes zum Abdruck zur Verfügung gestellt.

Lange wußte man, daß das eine Art Ueberzieher ist. Dann vernahm Europa, daß Ulster in Irland liegt und daß Ulster und Irland einander haßen. Dann nahm all dieses Geographische in bestimmtes Gesicht an, das Gesicht eines starken Mannes. Der heute an Ulster denkt, der denkt an Sir Edward Carson, den Führer der Dranghalla, den Todfeind von Home Rule.

Vielleicht geht nämlich Home Rule uns Kontinentale erst in zweiter Linie etwas an, und ob ein paar Großhaken im Nordosten von Irland gegen Home Rule sind, das erst in dritter Linie.

Uns alle aber geht es an, und wir alle sollten mit Spannung aufmerken, wenn irgendwo am fernsten Horizont die Gestalt eines Mannes auftaucht, eines Mannes von mehr als gewöhnlichem Wuchs. Ob ein bedeutender Volksführer recht oder unrecht hat, ob er die Massen in eine verderbliche, ob in eine segensvolle Politik hineinreißt, das ändert wenig an dem menschlichen Interesse, das man einem solchen großen Riesenbäume entgegenbringt. Genau, es lebt heute im alten Europa ein Mensch, der mit einem Wort tausend Herzen aufwachen kann. Das ist der sehr Ehrenwerte Sir Edward Carson M. P., der ungeliebte König von Ulster, der General der Rebellenarmee von Belfast, der Ministerpräsident der revolutionären Regierung. Viele Würden, darunter einige zweifelhafte! Aber der trägt sie, daran ist kein Zweifel, wie ein Mann.

An einem Wochenende, als Sir Edward Carson sich im

über Balkanprobleme hervor. Rußlands Streben geht dahin, den bei den Slaven und Nichtslaven der Halbinsel verlorenen Einfluß wiederzugewinnen. Nun ist seine ganze Stellung, die politische wie die militärische, heute keine sehr starke; da versucht die Petersburger Diplomatie durch rücksichtsloses Anzetteln, durch eine unerträglich weitgehende Zuminutung an die Geduld der Nachbarn den Anschein einer Macht zu konstruieren, dem die Tatsachen nicht entsprechen.

Wir haben die neue russische Rücksichtslosigkeit auf dem gleichen Konto, auf dem wir die jüngsten anmaßenden, nachträglich nur ungenügend bereinigten Neuzugewinne russischer Staatsmänner vorgemerkt haben. Diese Summe schwillt immer mehr an, und immer schärfer tritt das Mißverhältnis zwischen ihr und der deutschen Friedensstimmung im Allgemeinen nicht nur, sondern auch unserem freundschaftlichen Verhältnis dem Jarenreiche gegenüber in die Erscheinung. Wir erwarten mit Bestimmtheit, daß dieses Mal nicht nur die deutsche Presse, sondern auch die deutsche Diplomatie Klarheit darüber verlangt, wofür die Petersburger Regierung mit ihrer fortgesetzten Neizung der deutschen Geduld feuert.

Die Wahrheit über Mexiko.

Von einem in Südamerika lebenden Deutschen erhalten wir interessante Ausführungen über die Praktiken der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wenn dieses die Absicht hat, „Neuland“ zu erwerben. Der Einsender beklagt sich darüber, daß die öffentliche Meinung Europas in Bezug auf die jetzigen Vorkommnisse in Mexiko fast ausnahmslos durch Nachrichten unterrichtet würde, die aus New-York stammen und dort für Europa frisiert würden. Nur zwei europäische Zeitungen, eine Frankfurter und eine Londoner, hätten in Mexiko selbst Korrespondenten, alle anderen Blätter seien auf New-York angewiesen. Und selbst die großen Telegraphenbüros von Reuters und Wolff bezögen ihre mexikanischen Meldungen über Washington und New-York. Dabei liege es doch klar auf der Hand, daß Nordamerika bei dem mexikanischen Handel nicht nur harmloser Zuschauer, sondern sehr stark interessierter Partei sei. Der Schreiber behauptet, daß bisher noch jedesmal, wenn es den Vereinigten Staaten darum zu tun war, das Sternenbanner über „Neuland“ zu entfalten, dort vorher die Gifffaat der Revolution getätigt worden sei. Er fährt dafür die Beispiele von Texas, Dulatan, San Domingo, Kolumbia, Nicaragua, Kuba und schließlich Mexiko an. Da eine Veröffentlichung der ganzen Beweisführung über den Rahmen der Zeitung hinausführen würde, greifen wir nur das Beispiel heraus, das uns augenblicklich am meisten interessiert: Mexiko! Es heißt da:

Am 5. Mai 1877 wurde Porfirio Diaz konstitutioneller Präsident, nachdem er durch einen entscheidenden Sieg bei Tuxtepec eine Revolution gegen den inzwischen nach New-York geflohenen Präsidenten Porfirio niedergeworfen hatte. Auf der Verdienste des bedeutenden Mannes während seiner sieben Amtsperioden einzugehen, liegt nicht im Rahmen dieses Briefes. Dagegen möge uns das Verhältnis Mexikos zu den Vereinigten Staaten seit dem Tag von Tuxtepec etwas näher beschäftigen. Einer Einsicht hat sich Diaz seit den ersten Tagen seines Regiments nie verschlossen: daß die einzige Möglichkeit, dem Lande Ordnung und Frieden zu sichern, in dem guten Einverständnis mit dem großen Nachbar bestehe. Dem aus dieser Erkenntnis gewonnenen politischen Grundgedanken verdankt Diaz seine staunenswerten Erfolge. Er durfte dabei freilich nicht verdrängen, daß der amerikanische Gesandte in den Hallen von Chapultepec nicht als Vertreter sich ergab, sondern als „bester Advokat Mexikos“ in alle Staatsgeschäfte sich Einblick verschaffte. Die amerikanischen Gesellschaften genossen in allem einen unübertrefflichen Vorrang, und manche Konzeptionen trugen sie als beträchtlichen Gewinn davon, wobei die Interessen Mexikos erst an zweiter Stelle kamen. Doch das Verhältnis änderte sich. Die Staaten lagen mit anerkennenswerter Eifer dem Bau des Panamakanals ob. Zur Sicherung der Arbeiten, und auch weil es sonst in ihr System paßte, begehrten sie von Mexiko die zeitweilige Abtretung der Magdalenabai. Dort lagen seit 1907 zwei amerikanische Gelehrten. Die Erlaubnis erstreckte sich vorläufig auf drei Jahre; nach der Stimmung im Lande schien es freilich fraglich, ob eine Verlängerung der Erlaubnis gewährt würde. Auch Diaz schien allmählich der amerikanischen Bevormundung überdrüssig zu werden. So beliebt es ihm, durch Verstaatlichung der bedeutendsten Eisenbahnlinien den amerikanischen Truhmannern einen

Streich durch ihre Rechnung zu machen. Weiter brachte Mexiko eine alte Grenzstreitfrage im Norden zur Sprache und ruhte nicht, bis durch internationalen Richterspruch ein für den Gegner ungünstiger Entscheid gefällt wurde. Seine Ausführung hat allerdings bis heute auf sich warten lassen. Nicht weniger wichtig war die Frage der Eisenbahn von Tehuantepec, die mit ihren sieben Linien dem Panamakanal eine unerfrenliche Konkurrenz darstellt. Alle diese Fragen bildeten das Tischgespräch bei einer Zusammenkunft zwischen Diaz und Taft. Man hat das genaue Ergebnis dieser Zusammenkunft der beiden Präsidenten nie erfahren. Wertwändig bleibt, daß bald darauf im Norden die Revolution ihr Haupt erhob. Wieder hellten sich, wie bei all diesen Erhebungen, zahlreiche Helfershelfer aus den Vereinigten Staaten in den Reihen der Rebellen ein, und die revolutionären Komitees konnten ungekräftigt ihren Sitz in San Antonio, Texas und in anderen amerikanischen Städten aufschlagen. Der Waffenschmuggel schloß in die Saline, was, auf erfolgte Vorkommnisse der mexikanischen Regierung, zu einem auf dem Papier gebliebenen Versprechen Washingtons führte, diesem Treiber durch Mobilisation von 20.000 Mann entgegenzutreten. Zugleich schickte Amerika Kriegsschiffe in mexikanische Gewässer. Das sah aus wie eine Kriegsdrohung. Mexiko war auf einen Waffengang nicht vorbereitet. Die lange Friedenszeit hatte den alten Porfirio völlig sorglos gemacht und für die Ausbildung des Heereswesens war nichts getan worden. Dem also Ueberraschten blieb kein anderer Ausweg, als sich mit den Revolutionären zu verständigen und abzumachen. Der Fall dieses Mannes, dem es am Ende seiner Laufbahn eingefallen war, dem drohenden Uebergewicht einer fremden Macht im eigenen Lande zu fliehen, wurde nirgends froher gefeiert als im Süden der Vereinigten Staaten.

Madero, der unselige Nachfolger in der Regentschaft, ließ die Hoffnungen der Pankees beständig schwellen. Bald ließ er, daß er sich zu einem Einverständnis mit seinen amerikanischen Gönnern und Freunden herbeigelassen habe, wodurch die große Nation das durch einen Schiedsspruch bereits Mexiko zugesprochene Gebiet Chamisal gegen eine Geldsumme behalten dürfte. Offenes Geheimnis war es, daß sich die Mehrheit der Aktien der Eisenbahn von Tehuantepec auf dem Wege nach Wall Street befanden und daß den Amerikanern eine Konzession auf die besten Petroleumgebiete des Landes zugesprochen war. Madero fand keine gute Presse, obwohl niemand den vollen Beweis aller der erwähnten Behauptungen leisten konnte, noch sich die handgreiflichen Folgen zeigten. Während die Vereinigten Staaten bei der Erhebung des Generals Reyes ihren Schilling Madero in vollem Umfange unterstützten, änderten sie ihre Taktik in der Februarrevolution. Madero hatte sie grausam enttäuscht, und man drohte ernstlich mit Intervention, wenn es ihm nicht bald gelänge, den Krieg in der Hauptstadt zum Schweigen zu bringen. Die Ereignisse jagten sich und schließlich war, ohne das Zutun Amerikas, wieder ein Präsident da, der aber keine Lust verspürte, besondere Komplimente nach dem Norden zu machen. Amerika verlangte ihm die Anerkennung, zumal Quetera, wie Diaz, sich nachsagen lassen mußte, daß er mit Japan Liebsbünde. Auf sehr schwachen Füßen stand fernerlich der Einwurf Amerikas, daß die Wahl Queteras nicht gesetzlich erfolgt sei. Der Gewählte hat sich freilich die Gouvernante moralisch als Washington nicht sehr zu Herzen gehen lassen, und mit einer unerwarteten Hartnäckigkeit führt er den Kampf gegen seine Feinde, die sich mit Hilfe des amerikanischen Geldes gegen ihn erhoben. Daß die Amerikaner die Rebellen „Konstitutionelle“ nennen, nimmt ihnen nichts von dem Verbrechercharakter ihrer Taten.

Ein Vob kann man den Amerikanern nicht sparen: Sie bleiben sich treu, sie unterstützen jede Revolution, ohne zu untersuchen, ob es sich um den Kampf einer politischen Idee handle oder nur um die Befriedigung gemeiner Raubgier. Das System hat den Vereinigten Staaten, wie wir schon, schon manchen wertvollen Gewinn gebracht, warum sollten sie davon abkommen. Es besteht ja alle Wahrscheinlichkeit, daß ihnen auch diese letzte große Beute schließlich reif in den Korb fallen wird. Das Werk von 1847 wird seine endliche Ordnung erfahren. Die verhängnisvolle Uneinigkeit der verschiedenen Rassen und Völker in Mexiko leistet dem baldigen Eintritt der Katastrophe den besten Vorstoß, und Amerika braucht das Leben nicht eines einzigen Soldaten auf's Spiel zu setzen, um die Herrschaft (zunächst die wirtschaftliche) über Mexiko zu erlangen. Quod erat demonstrandum.

Die Dauerschlacht bei Torreón.

Aus Mexiko wird der „Fr. Ztg.“ telegraphisch vom 27. März gemeldet: Die von der Regierung nach Torreón entsandten Verstärkungen sind nicht mehr weit von der Stadt entfernt. Nachdem der erste Angriff des Rebellenführers Villa zurückgeschlagen worden ist, hofft man hier sehr auf ein rechtzeitiges Eintreffen der sehr heranmars-

chierenden Bundesstruppen. Die ganz mangelhafte Versorgung Villas scheint jedenfalls zu zeigen, daß die Belagerung Torreóns bisher zu schwach war.

Ein New-Yorker Telegramm weiß folgendes zu melden: Nach äußerst heftigen Kämpfen sollen gestern 3000 Revolutionäre unter General Benavides Joragosa, verstärkt durch General Herreras Mannschaft, von Osten in Torreón eingedrungen sein, sich in der Stiergefechtsarena festgesetzt und langsam sich vorgeschoben haben, bis die Regierungstruppen nur noch die westlichen und südlichen Stadtteile in Besitz hatten. Ihre Artillerie ist immer noch tätig. Die Verluste sind auf beiden Seiten sehr hoch. In hundert werden die Verwundeten nach Villas Hauptquartier gebracht. Zahlreiche Gebäude in Torreón brennen, darunter das Markthaus, die Chinesenbank, das Kasino, das größte Warenhaus und das Hotel Sterna (deutscher Besitz).

In der Stadt Mexiko hat man noch keine Nachrichten über Torreón. Indes sollen 2500 Mann Verstärkungen auf dem Marsche sein.

Reuters Bureau meldet: Drei Generale der Regierungstruppen, Pena, Reyna und Anaya, sind in Torreón gefallen. General Joragosa wurde verwundet.

Albanien appelliert an die Mächte.

Die „Albanische Korrespondenz“ meldet aus Durazzo: Die albanische Regierung hat an die Großmächte eine Zirkulärnote gerichtet, in der ausgeführt wird, die griechische Regierung ziehe einerseits ihre Truppen aus den zu räumenden Gebieten zurück, schicke aber andererseits Banden in dieselben, die von den griechischen Behörden organisiert, mit Waffen versehen und erhalten werden. Die Lage in den zu räumenden Gebieten werde täglich drohender und gefährlicher. Die griechischen Behörden hätten die Errichtung einer provisorischen Regierung aufstandslos geduldet, und dies sei der stärkste Beweis, daß eigentlich die albanische Regierung mit den Vorkommnissen im Epirus einverstanden sei. „Da unsere südlichen Provinzen“, so heißt es in der Note, „bis zum 31. März gänzlich geräumt werden sollen und die Lage sich in diesen Provinzen täglich verschlechtert, ersucht die albanische Regierung die Großmächte, ihren Einfluß bei der griechischen Regierung geltend zu machen, damit dieser bedauerlichen Situation ein Ende gemacht werde. Die Regierung von Albanien wäre den Großmächten dafür zu Dank verpflichtet, da sie andernfalls, wenn auch nur sehr ungern, solche Maßnahmen treffen müßte, die eventuell zu unliebsamen Vorkommnissen auf dem Balkan führen müßten. Die albanische Regierung lehnte für diese neue Wendung der Dinge jede Verantwortung ab und weist darauf hin, daß seit drei Tagen die Missetaten griechischer Banden neuerdings begonnen haben, wobei auch mehrere Gendarmen getötet wurden.“

Albanisch-epirotischer Gefangenenaustausch.

Aus Athen wird gemeldet: Die Aufständischen und die albanische Regierung wechselten 15 im Gefolge bei Odrissi gefangene albanische Gendarmen gegen ebenso viele epirotische Bauern, die verhaftet worden waren, aus.

Manöver der türkischen Flotte.

Aus Konstantinopel wird berichtet: Unter dem Kommando des Korvettenkapitäns Salisak Bey wird die türkische Flotte in den nächsten Tagen im Marmara-Meer ihre Manöver beginnen. Eine türkische Division wird bereits jetzt Schiffsübungen vornehmen.

Zur Lösung des elsaß-lothringischen Rätsels

erschienen zwei allerneueste Tatsachen offensichtlich als geeignete Mittel. Da kommt zuerst die in der „Wiesbadener Zeitung“ gebrachte telegraphische Nachricht von der Verurteilung „Hans“ zu drei Monaten Gefängnis wegen Verleumdung mehrerer deutscher Offiziere in Colmar. „Hans“ ist identisch mit dem Zeichner Johann Jakob Waly, dem ersten politischen Adjutanten des Reichs, und Landtagsabgeordneten Wetterle zu Colmar, und wegen grober Verächtlichmachung der Altschleichen im Reichslande wiederholt verurteilt. Sein an und für sich gefühloses Karrieretierblatt „Der Elsaß“, das, wie schon früher an dieser Stelle gesagt, vornehmlich von Basel aus seinen Lesern Elsaß findet, hat bisher in seinem Bourgeois-Leserfreis, und da es auch in den Wirtschaften nicht selten zu finden war, sehr zur Erbitterung gegen das Deutschtum beigetragen. Und als „Hans“ letzten Herbst in Paris auftrat, wurde er in bedenklicher Weise als französischer Nationalheld gefeiert. Im Lande selbst trat jetzt die erfreuliche Erscheinung zu Tage, daß die einheimische Presse die der letzten Verurteilung augrund liegende grobe Ungezogenheit nicht wie bei früheren ähnlichen Fällen bemerkt, sondern tötlich schwieg. Seine Äußerung als harmloser

bewahren, Martha, auch wenn wir uns fremd geworden sind?

„Warum sollte ich nicht, Felix? Innerlich fremd werde ich Dir nie! Die höchste Befriedigung werde ich in dem Bewußtsein finden, Dich glücklich zu wissen! Und kommen jemals — was Gott verhüten möge — Stunden über Dich, in denen du das erträumte Glück Dir den Rücken lehst, in denen du an dem Leben verzweifelt, dann denke daran, daß Du außer Deiner Mutter an mir einen Menschen in der Welt hast, der Dich tröstet und auftrichtet. Doch laß es genug sein — ich muß ins Haus! Wenn ich Dich vor meiner Abreise nicht mehr sehen sollte — und leicht ist dies möglich, weil ich jeden Abend in Angeruch genommen bin — dann lebe wohl und werde glücklich!“

Sie suchte ihm ihre zum Abschied gereichte Hand wieder zu entziehen, doch er hielt sie fest und rief schmerzbeengt hervor:

„Martha — ich kann es nicht lassen, daß wir uns mit keinem anderen Worte trennen sollen, als mit „Lebe wohl und werde glücklich!“ Jetzt empfinde ich erst, wie unentbehrlich mir Deine Nähe gewesen ist, wie ich innere Befriedigung und stille Glückseligkeit sie mir geschenkt hat. Und ich darf nicht, wie es mich drängt, Dich mit Gewalt zurückhalten — darf nur mit den armseligen Worten erwidern: Lebe wohl und werde glücklich! Kenne mich wahrhaftig — überspannt — treulos dem Worte, daß ich einer Anderen gebeue, aber ich mußte Dir sagen, wie es mir um das Herz ist!“

Eine unterdrückte heiße Leidenschaft klang aus den Worten und es war, als erwiderte diese in Marthas Seele ein Echo. Denn über ihr bleiches, vom Mondlicht beschienenes Antlitz ging es wie ein beglückender Zug und wie sich selbst vergessend, schlang sie plötzlich die Arme um den Hals des vor ihr Stehenden, küßte ihn auf den Mund und rannte ihm zärtlich zu:

„Leb wohl, Du Teurer, Du Lieber!“ Dann wendete sie sich mit flüchtigen Schritten nach der offenkundigen Türe des Hauses und war, ehe sich Felix von seiner namenlosen freudigen Ueberraschung erholt hatte, im Dunkel des Hausflurs verschwunden.

Moderner Geist.

Das seit einem Jahre vorbereitete Musikfest in A. war vorüber und hatte unter der Vesteilung der ganzen Bevölkerung und einer ungeheuren Menge von Fremden

treiben ihre Verschwörung erkannt und offenkundig, denn wenn die Regierung vorher Angst kriegt und ihre Armee nicht erst antreten muß, ist Ihnen das jedenfalls lieber.

Ich sage das nicht, sondern frage, auf wie viele Soldaten die provisorische Regierung von Uster denn rechnet.“

„Hunderttausend!“ sagte Edward Carson langsam.

Am nächsten Tage war ich dabei, wie Sir Edward Carson in Weißbalken zur Menge redete. Die ganze Stadt war an jenem Tage in Aufruhr. Die ärmlichen Quartiere im Westen waren besetzt, überall sah man auf Triumphbögen, über den Türen, auf Fahnen Carsons Bild und Namen, überall das Emblem der britischen Reichseinheit. Manchmal aber waren Seile quer über den Weg gespannt, und daran hingen ausgeputzte Puppen: Mister Adonis, Mister Cloud George, Mister John Redmond in effigie. Auf einem weiten Fußballplatz am äußersten Ende der Stadt waren Tribünen aufgeschlagen; hier saßen gutgekleidete Damen und Herren mit den Abzeichen orangefarbener Vereine. Auf jeder Plattform führte eine Lady den Vorsitz; denn ein großer Frauenverein hatte zu dem Meeting geladen. Unten auf der Treppe drängten sich Zehntausende aus dem Volk. Man vertrieb sich die Zeit mit Hochrufen und Rufen. Auf einmal geht ein Ruch durch die Menge. Wie ein elektrischer Strom löse Eisenstäbe fest an einen Magneten bindet, so waren diese einzelnen plötzlich zu einer Einheit zusammengeschweißt; durch ein heulendes, ein frenetisches wütendes Geseul schrie jeder seinen Einzug. Junge Männer eskortierten ihn; jeder trug am Arm eine tricolore Schleife mit der Aufschrift: Ehrengarde.

Sir Edward bestieg die Plattform, auf der man mir Fremden freudlich einen guten Platz gelassen hat. Unten wog die Menge in dieser einen Richtung; die andere Plattform, auf der andere Unionistenführer zu reden begannen, ist fast verlassen. Alles ruft, schreit, singt. Da winkt Sir Edward Carson einmal leicht mit der Hand, und nun fliegt ein großes Schweigen windig über den Platz. Edward Carson ist heiler, seine Stirnbänder haben in den letzten Wochen übermenschliches ertragen müssen. Dennoch hört ihn jeder, man errät, was er sagt, denn er sagt ja immer dasselbe: „Wir wollen und wollen und wollen nicht!“ Eine Menge drückt nie nach Argumenten; sie will Ueberzeugung und Energie fühlen. Und als er schweigt, da springen die

auf der Tribüne auf, die unten drängen vor, wie eine wild-gepeitschte Woge. Tausend Hände in der Luft, tausend Köpfe entblößt. Freche, herausfordernde Risikolenschiffe fragen.

„Wir meinen es ernst!“ sagen diese Schiffe. „Wir haben Waffen und werden uns ihrer bedienen.“

Nach dem großen Ausbruch wieder ein Moment der Pause und nun singen alle: „For he is a jolly good fellow.“ Jetzt teilt sich die Mult wieder: von der überhöhen Ehrengarde begleitet, schreitet Sir Edward Carson zur anderen Plattform, um dort noch einmal dasselbe zu sagen.

Wubia wie ein Triumphator sieht Edward Carson an der Tribüne und blickt hinab auf den Enthusiasmus, auf die für ihn erhobenen Hände. Und doch hat er den müden Zug um den Mund und gestern, draußen in Captain Craigs Villa, hat er mir immer wieder gesagt: „Ich bin erschöpft!“

Der Sturz von der Höhe.

Original-Erzählung von Fritz Rikel - Mainz.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Martha, Du gibst mir Steine anstatt Brot! Brüderlich sind meine Gefühle für Dich nicht — bei Gott nicht! Wenn du wädest, wie dein Anblick...“

„Still doch, Felix — ich will nichts gehört haben!“ entgegnete das Mädchen, indem es den Arm aus dem seinigen zog und rascher vorwärts schritt. „Und ich darf Dir nichts von Dir anheben! Untergrabe Dir nicht Dein eigenes Glück mit törichtem Hirngespinn! Wenn ich ferne bin, wirst Du mich vergessen und wirst jedenfalls bereuen, daß du jemals so unbesonnene Worte an mich gerichtet hast! Du siehst, daß das schwerste Gefühl für Dich bei mir entzündet ist, weil ich, ohne mich empor zu stellen, Dir den richtigen Standpunkt klar mache!“

Sie waren an dem kleinen, von einem Gärtchen umgebenen Hause angekommen, in welchem Martha bei einem alten kinderlosen Ehepaar wohnte. An Felix zitterte jeder Nerv. Die vernünftigen Worte Marthas hatten die ihn anflodernde Glut in seinem Innern gedämpft. Ein Gefühl überkam ihn, als breite sich eine tröstliche Debe vor ihm aus. Mit schmerzlichen Bewegungen Stimme hammelte er:

„Und wirst Du das schwerste Gefühl mir immer